

Die Erde
dreht sich,
und wir
drehen uns
mit ihr.

Pfarrer Dr. Dr.
Helmut Hochstetter

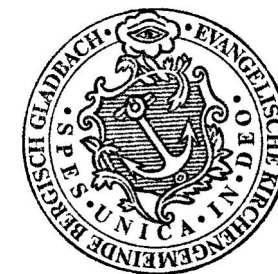
1909 - 2009

Ein Portrait

Irmtraud Schumacher

„Lasset uns halten an dem Bekenntnis
der Hoffnung und nicht wanken,
denn treu ist er, der sie verheißen hat!“
(Hebräerbrief 12,23)

Spes unica in Deo



Inhalt

	Seite
1. Vorwort – Zur Motivation dieses Portraits	1
2. Pfarrer Dr. Dr. Helmut Hochstetter Ein Mensch in seiner Zeit	3
3. Das Geburtsjahr 1909 – Die sogenannte „gute alte Zeit“	4
4. 1914 – 1918: Der erste Weltkrieg Die Welt steht Kopf. Die „gute alte Zeit“ geht unter. Helmut Hochstetter verliert die Eltern und die Heimat.	7
5. 1918 – 1939: Zwischen den Kriegen Schule, Studium, Selbstfindung?	9
6. Österreich – 1934	10
7. 1940 – 1945: Artillerist und Pfarrer im zweiten Weltkrieg	12
8. 1945 – 1952: Die ersten Jahre nach dem Krieg Vom Dolmetscher zum Gemeindepfarrer	14
Das Rehse-Heim	21
Liturgie und Predigt	24
9. Die fünfziger und frühen sechziger Jahre Der Gemeindeaufbau geht mit Riesenschritten voran. Eine wichtige Weichenstellung	24
Der Gemeindebrief	26
Jetzt geht es richtig los!	28
Das Evangelische Krankenhaus	29
Die Kindergärten auf dem Quirlsberg	32
Von unten gesehen	33
Normale Pänz und Heidenkinder	35
10. „Die Erde dreht sich, und wir drehen uns mit ihr.“ Gesellschaftlicher Wandel Ende der sechziger und in den siebziger Jahren	38
Ökumene ja – aber wie?	
1968 und die Folgen	40
Und was kam danach?	44
11. Schlusswort – Was für ein Mensch?	46
12. Anhang – Quellen, Auszug aus Grußwort Pfarrer Hochstetters	47

1. Vorwort

Zur Motivation dieses Portraits

Am 5. Juli 2009 feiert die Evangelische Kirchengemeinde Bergisch Gladbach einen Gottesdienst mit Gedenken an den langjährigen Pfarrer der Gemeinde Dr. Dr. Helmut Hochstetter, der am 14. Juli 100 Jahre alt geworden wäre. Da ich ihm in meiner Kindheit, als Konfirmandin, später als Gemeindeglied und zeitweilig als ehrenamtliche Mitarbeiterin immer wieder begegnet bin, möchte ich versuchen, ein kleines Portrait von ihm zu zeichnen.

Habe ich ihn eigentlich gekannt? Nicht wirklich. Besser gesagt: Ich habe ihn erlebt und nun möchte ich ihn der heutigen Gemeinde näher bringen. Dabei beschränke ich mich vorwiegend auf das, was er selbst zur Veröffentlichung aufgeschrieben hat. Dazu kommen eigene Erinnerungen und einiges, was mir berichtet wurde.

Natürlich erhebe ich keinesfalls den Anspruch auf Vollständigkeit. Im Gegenteil. Es ist die Skizze eines Lebens und Lebenswerks eingebunden in das Zeitgeschehen. Deshalb hoffe ich auf Nachsicht bei denen, die ihn besser gekannt haben und die hier vermutlich einiges vermissen, was ihnen besonders wichtig erscheint.

Aber ist es nicht dennoch ein guter Anlass, in schönen alten Erinnerungen zu schwelgen?

Es gibt natürlich auch Zeitgenossen, die keine guten Erinnerungen an ihn haben. Vielleicht wird ihnen mit dem heutigen Abstand und vor dem Hintergrund seiner persönlichen Geschichte einiges verständlicher.

Die jungen Gemeindeglieder kennen Helmut Hochstetters Zeit fast nur noch aus dem Geschichtsbuch. Können sie mit dem Bild, das ich hier zeichne, etwas anfangen? Es würde mich freuen.

Bergisch Gladbach, im Mai 2009

Irmtraud Schumacher



Pfarrer Dr. Dr. Helmut Hochstetter
um 1950

2. Pfarrer Dr. Dr. Helmut Hochstetter

Ein Mensch in seiner Zeit

Von 1945 bis 1978 war Dr. Dr. Helmut Hochstetter als Pfarrer in der Evangelischen Kirchengemeinde Bergisch Gladbach tätig. Warum arbeitete der promovierte Jurist und Theologe ausgerechnet als Gemeindepfarrer – und dann auch noch in dieser damaligen Kleinstadt? Er hätte doch sicher auch noch andere Möglichkeiten gehabt? „Die Kirche gibt mir alles, was ich brauche.“ Das war seine kurze knappe Antwort auf alle diese Fragen.

Dabei ist es alles andere als einfach, eine Pfarrstelle zu bekleiden. Muss man da nicht immer so etwas wie ein Klassenbester sein? Familie, Freunde, Mitarbeiter, lauter bibelfeste Tugendbolde? Und man selbst - immer gut gelaunt und ausgeglichen? Immer Zeit und ein offenes Ohr für andere? Nie überarbeitet, nie gereizt, nie zornig, sowieso nie eitel oder beleidigt, geschweige denn verletzt? Männer und Frauen, die in kirchliche Dienste treten, sind sich ja ihrer Vorbildfunktion bewusst. Dennoch bleibt es ihnen nicht erspart, schlicht und einfach Menschen zu sein mit all ihren Licht- und Schattenseiten. Warum auch nicht? Das hat Gott in seiner Schöpfung doch so vorgesehen, oder? Das ist auch in der Bibel so nachzulesen von Adam und Eva bis zu den Jüngern Christi, die gerade in der Passionsgeschichte ein Musterbeispiel an Feigheit abgeben.

Aber zurück zu Helmut Hochstetter, der seinerseits der Kirche alles gab, was er ihr geben konnte. Er brachte mit seinem umwerfenden österreichischen Charme, seiner Bildung und seinem Geist viel Licht in die Gemeinde und das geht natürlich nicht ohne Schatten einher. In zahlreichen Erinnerungen ist er immer noch lebendig. Gute und auch schlechte Erfahrungen. Sie würden Bände füllen und wären kaum unter einen Hut zu bringen. Hier soll seine Lebensgeschichte erzählt und seine Leistung für die Gladbacher Kirchengemeinde gewürdigt werden. Beide sind eng verknüpft mit dem allgemeinen Zeitgeschehen und vor allem mit dem Zeitgeist, in den Helmut Hochstetter hineingeboren wurde und der in der Folgezeit ständigen Wechseln unterlag. Nur aus ihm heraus wird vieles verständlich. Also versuchen wir doch mal, ihn gemeinsam kennen zu lernen und fangen wir ganz vorne damit an.

3. Das Geburtsjahr 1909

Die sogenannte „gute alte Zeit“:

Im Deutschen Reich regiert Kaiser Wilhelm II., in der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie Kaiser Franz-Josef I. Hier ein Nationalstaat, dort ein Vielvölkerstaat. Beiden gemeinsam ist die deutsche Kultur und der Gehorsam gegenüber der Obrigkeit.

Beim 14. Juli denkt man zunächst an den französischen Nationalfeiertag, denn an diesem Tag begann im Jahre 1789 die Französische Revolution. Genau 120 Jahre später, an einem Mittwoch übrigens, erblickte im schlesischen Troppau ein kleiner Junge das Licht der Welt. Der Stammhalter, nachdem schon ein Töchterchen da war. Seine stolzen Eltern, Anna und Siegfried Hochstetter, nannten ihn Helmut – ein Name, der seinerzeit äußerst beliebt war. Nach ihm kamen noch drei kleine Mädchen an, die jüngste im Jahr 1915.

Also war er der einzige Sohn. Unvermeidlich wurde ihm eine Sonderstellung zuteil, die er später natürlicherweise auch gerne für sich in Anspruch nahm. „*Princeps inter pares*“ nannte er das: „*Der Erste unter Gleichen.*“

Vater Siegfried Hochstetter war Bergdirektor. Er leitete ein Kohlenbergwerk in der Nähe von Pilsen in Westböhmen, das erst 1908 gegründet wurde. Die Familie lebte auch dort in Staab, heute Stobo, aber Troppau war Heimat, Sitz der Großeltern. Familie Hochstetter zählte zum wohlhabenden Großbürgertum, ein gebildetes, kultiviertes Elternhaus.

Mit Sicherheit war auch Helmut eine akademische Laufbahn in die Wiege gelegt. Aber dass er 33 Jahre lang die Geschicke der Evangelischen Kirchengemeinde in Bergisch Gladbach lenken würde, daran war noch nicht zu denken. Das war eine Folge des zweiten Weltkriegs, dessen Stürme wieder einmal auf das Fürchterlichste ganz Europa durcheinander wirbelten und den Pfarrer Dr. Dr. Helmut Hochstetter wie Strandgut hier an Land spülten.

Doch davon später, denn noch schreiben wir das Jahr 1909.

In Bergisch Gladbach konnte zu dieser Zeit ein anderer Pfarrer die Früchte seiner Arbeit genießen: Ludwig Rehse.

Passend zur Jahrhundertwende war der Erweiterungsbau der Kirche abgeschlossen, die Kirchengeschichte geschrieben und gedruckt, und Ludwig Rehse hatte mit seiner Familie das neue Pfarrhaus auf halber Höhe des Quirlsbergs beziehen können, das auch in hundert Jahren noch den Pfarrern der Gemeinde als Wohnung dienen würde. Von dort ging der Blick über die aufstrebende Industriestadt. Gerade war das Rathaus gebaut und gegenüber auf dem katholischen Berg das Krankenhaus „Maria Hilf“. Auch Ludwig Rehse hatte für Kranke und Bedürftige seit elf Jahren eine Gemeindegemeinschaft eingestellt. Das musste vorerst genügen. Immerhin beginnt mit ihr im Jahr 1898 die Gemeinédiakonie in Bergisch Gladbach. Die kleine reformierte Gemeinde in der Diaspora zählt ja nur gut 1.000 Seelen und die meisten seiner Gemeindeglieder sind nicht auf diakonische Hilfe angewiesen. Sie zählen zur gutsituierten Mittel- und Oberschicht der kleinen Stadt, und sie alle haben zu dem wunderschönen evangelischen Ensemble am Quirlsberg beigetragen – allen voran die Familie Zanders, Inhaber der Schnabelmühle und der Gohrsmühle. Hier wurde feines Papier hergestellt.

Woran lag es eigentlich, dass ausgerechnet die hier ansässigen „Papiermüller“ protestantisch waren? Helmut Hochstetter erzählte das später so:

Nach der Reformation, der Erfindung der Buchdruckerkunst und Luthers Bibelübersetzung in die deutsche Sprache entstand ein ungeheurer Bedarf an deutschen Bibeln. Und dazu brauchte man Papier. Die Strunde war als wasserreicher, schnell fließender Bach sehr geeignet zur Papierherstellung und so ließen fromme Protestanten, die hier am Rhein der Reformation Calvins und Zwinglis folgten, sich im Strundetäl in mitten einer rein katholischen Bevölkerung nieder. Das war der Anfang der Evangelischen Gemeinde.

1909 ist ein ruhiges Jahr in dieser Gemeinde. In der Chronik, die Pfarrer Rehse regelmäßig fortschreibt, genügt eine halbe Seite. Das einzige nennenswerte Ereignis findet am 4. Juli statt, ebenfalls ein wichtiges Datum der Weltgeschichte: Die Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten von Amerika im Jahre 1776, also gerade, als Schnabel, Fues und Consorten in Bergisch Gladbach ihre Gemeinde gegründet hatten und mit dem Schulunterricht der evangelischen Kinder beginnen konnten.

Bei Pfarrer Rehse findet sich in der Chronik im Juli 1909: „Zur Feier des 400-jährigen Geburtstages von Calvin fanden am 4. Juli Calvinfeiern in Bergisch Gladbach und Bensberg statt.“

Des Weiteren nur noch eine kurze Notiz über eine bauliche Veränderung, denn seit es das neue Pfarrhaus gibt, konnte das Haus hinter der Kirche als Gemeindehaus genutzt werden. „Im Stall des Gemeindehauses wurde eine Bedürfnisanstalt für Kirchgänger angelegt.“ Welch ein Fortschritt! Zu wissen, wo man hingehen kann, wenn man sich mal erleichtern muss. Welch eine Modernität. An gleicher Stelle befindet sich die Toilette übrigens heute noch, aber zum Glück nicht mehr in der Ausführung von 1909. Damit enden die Eintragungen dieses Jahres.

Seit seinem Amtsantritt im Jahre 1892 hatte Pfarrer Ludwig Rehse viel für seine kleine Gemeinde erreicht. Noch bleiben ihm 13 Jahre im Dienst. Ab 1914 bittere Jahre, gezeichnet durch Krieg, Not und Krankheit. Im Krieg lässt er seine Predigten drucken und schickt sie seinen Gemeindegliedern ins Feld. – Vorläufer des Gemeindebriefes? Zumindest aber Seelsorge aus der Ferne und ein Stück Heimat für die Soldaten an der Front. 1922 wird Pfarrer Rehse wegen Krankheit sein Amt aufgeben. Kurz darauf stirbt er im Alter von 56 Jahren. 30 Jahre Pfarrer der Gemeinde - das hatte es seit ihrer Gründung noch nicht gegeben. Nur einer sollte ihn noch übertreffen: Pfarrer Dr. Dr. Helmut Hochstetter, der gerade am 14. Juli 1909 zur Welt gekommen war.

Und damit zurück nach Troppau:

Troppau war die Residenzstadt des Herzogtums Schlesien, des kleinen Teils im Süden des Landes, der nach den Schlesischen Kriegen zwischen Österreich und Preußen (1740 – 42; 1744/45; 1756 – 1763) bei Österreich verblieben ist. Der gleiche preußische König – Friedrich II., besser bekannt als der „Alte Fritz“, der sich hier kurzum ein ganzes Land unter den Nagel gerissen hat – sorgt mit dafür, dass 30 Jahre später die 70 Protestanten von Dombach und Gladbach eine reformierte Gemeinde gründen können. Und genau 200 Jahre nach seinem Landraub wird ein schlesischer Österreicher als Pfarrer in dieser Gemeinde seinen Dienst antreten.

Troppau lag also schon seit langem ganz im Norden der großen Österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie, abgeschnitten vom

übrigen Schlesien. Freiheit – Gleichheit – Brüderlichkeit? Was galten die Forderungen der Französischen Revolution in diesem Vielvölkerstaat? Immer noch genoss der Adel große Privilegien. Die Herkunft eines Menschen war bedeutend, sein Titel auch und Bildung unerlässlich, um als „Bürgerlicher“ einigermaßen mithalten zu können. Es war durchaus üblich, seine geistige und gesellschaftliche Überlegenheit zu zeigen und andere auch spüren zu lassen. Vor allem die „Nicht-Österreicher“, die nicht in deutscher Sprache und Kultur erzogen waren, wurden dadurch zu Menschen zweiter Klasse gestempelt. Es brodelte im Vielvölkerstaat, der Nationalismus, auch eine Folge der französischen Revolution, übersteigerte sich in ganz Europa immer mehr und im Osten geisterte der Panславismus durch die Köpfe. Nicht von ungefähr löste das Attentat auf das Thronfolgerehepaar der k. u. k. Monarchie den ersten Weltkrieg aus, die erste große Katastrophe des 20. Jahrhunderts.

Helmut Hochstetter war zu diesem Zeitpunkt fünf Jahre alt.

4. 1914 – 1918: Der erste Weltkrieg

Die „gute alte Zeit“ geht unter. Die Welt steht Kopf.

Helmut Hochstetter verliert die Eltern und die Heimat.

Die anfängliche Begeisterung fürs Kräfteressen der Völker wich sehr schnell der schmerzlichen Wirklichkeit aus Stahlgewitter, Dreck, Blut und Stacheldraht. Angst, Trauer, Hunger, Not und Erschöpfung bestimmten auch den Alltag der Daheimgebliebenen, denen zumindest der Krieg aus der Luft diesmal noch weitestgehend erspart blieb.

Wie wird es dem Kind Helmut Hochstetter während dieser Jahre ergangen sein? Hat er hungern müssen? Und im Winter frieren? Hatte er regelmäßigen Schulunterricht? Musste die Schule im Winter geschlossen werden, weil sie nicht geheizt werden konnte?

Die männlichen Lehrer wurden eingezogen und überhaupt fand der begabte Junge die Schule langweilig. Lediglich die Jesusgeschichten, die ein katholischer Kanonikus des Stiftes Tepl erzählte, fanden Gnade vor seinen Augen. Aber Helmut Hochstetter erzählte später nicht viel von sich – vielleicht im Freundeskreis. Aber weder im Kindergottesdienst noch im Konfirmandenunterricht oder in seinen hochgeschätzten Predigten war etwas über ihn zu erfahren und auch seine eigenen Aufzeichnungen beziehen sich nur auf die Gladbacher Zeit und stehen fast immer im Zusammenhang mit der Kirchengemeinde.

Eines aber ist sicher: Mit dem Ausbruch des Krieges ist die unbeschwerte Kindheit Helmut Hochstetters viel zu früh zu Ende gegangen.

1918 stehen dem Neunjährigen entsetzliche Schicksalsschläge bevor.

Anna Hochstetter, seine Mutter, erliegt ihrem schweren Krebsleiden. Sie lässt fünf kleine Kinder im Alter von 10 bis 3 Jahren zurück.

Aber damit nicht genug. Überall im Land gibt es Revolten. Auch die Bergarbeiter des Bergwerkes, das sein Vater leitet, gehen auf die Barrikaden, stürmen das Wohnhaus des Bergdirektors Siegfried Hochstetter und stehen mit gezückten Messern vor ihm, den die spanische Grippe auf das Krankenlager gezwungen hat. Der Kleine muss das alles mit ansehen. Schließlich lassen die Arbeiter von dem Kranken ab, der kurze Zeit später wie viele andere zu dieser Zeit auch, von der Grippe dahingerafft wird.

Nun sind er und seine Schwestern Vollwaisen. Sie kommen bei der Großmutter in Troppau unter, aber was steht ihnen noch alles bevor. Am 28. Oktober 1918 wird in Prag die tschechoslowakische Republik ausgerufen. Die österreichischen Gebiete in Nordböhmen, Nordmähren und Österreichisch-Schlesien sind nun von Österreich völlig abgeschnitten und erklären ihren Anschluss an das Deutsche Reich. Daran werden sie von den Tschechen durch militärische Besetzung gehindert. Kann das alles in den wachen Kopf eines neunjährigen Jungen hineingehen, ohne Spuren zu hinterlassen?

Wie verkraftet seine Großmutter, die ja nun für ihn und seine Schwestern sorgen muss, diesen totalen familiären und gesellschaftlichen Zusammenbruch?

5. 1918 – 1939: Zwischen den Kriegen

In der Folge des Krieges zerfällt die große Donaumonarchie in ihre nationalen Bestandteile. Heftige Geburtswehen der Demokratie in Österreich wie in Deutschland, hier ein totalitäres, dort ein autoritäres Regime.

Schule, Studium, Selbstfindung?

Die Großmutter ist mit der ganzen Situation völlig überfordert, aber eine Tante aus Leoben nimmt sich des begabten Jungen und seiner Schwestern an. Nur die jüngste, Inge, bleibt bei der Großmutter. Die Geborgenheit des Elterhauses kann die Tante den Geschwistern natürlich nicht ersetzen. Aber es ist gut für sie gesorgt. Helmut Hochstetter besucht das Gymnasium und macht sein Abitur bzw. seine „Matura“, während Österreich genau wie das Deutsche Reich nach dem verlorenen Krieg einen neuen Weg sucht. Außer durch Inflation und Weltwirtschaftskrise wird das Land durch gewaltsame Auseinandersetzungen zwischen den verschiedenen politischen Richtungen gebeutelt. Immer wieder droht ein Bürgerkrieg. Die Demokratie kann sich nicht festigen, in den Köpfen sind die Prinzipien eines Obrigkeitsstaates immer noch eingebrannt. Viele hoffen, dass die Monarchie noch einmal zurückkommt.

Nach seinem Abitur zog Helmut Hochstetter vom beschaulichen Leoben nach Wien, wo er Germanistik, Anglistik und Jura studierte. Student sein, frei sein, zum ersten Mal das Leben eines Erwachsenen führen.

Damals gehörte es dazu, einer Studentenverbindung beizutreten. Diese Verbindungen hatten sich entwickelt aus den Landsmannschaften. Seit es Universitäten gab, taten sich die Studenten einer Gegend zusammen, um gemeinsam den gefährlichen Weg zum Studienort zurückzulegen und in der Fremde Kontakt miteinander zu pflegen. Selbstverständlich übten sie auch den Umgang mit dem Degen, um sich unterwegs gegen gefährliches Gesindel wehren zu können. Auch als das Gesindel längst von den Straßen verschwunden war und man per Bahn zum Studium reiste, gehörten diese Übungen einfach dazu und hinterließen oft tiefe Schnittwunden im Gesicht. Ein ordentlicher Akademiker trug diese Narben, „Schmissee“

genannt, wie einen Orden. Zeigten sie doch, dass er ein ganzer Kerl war, tapfer, schlagkräftig und trinkfest, denn wie das Messenfechten haben auch die Kneipen und Kommerse ihr Ritual, das den Teilnehmern einiges abverlangt. *„Drum ihr tollen Zecher, hebt die vollen Becher, besser sitzt es sich doch hier beim Wein. Als auf Rabenklippen, wo die Knabenrippen bleichen bei des Vollmonds hellem Schein.“* Gaudeamus igitur – was doch so alles im Kommersbuch steht. Genieße das Leben solange du jung bist!

Helmut Hochstetter verdient sich sein Studium als Hauslehrer bei entfernten Verwandten, die zum Teil sogar in Ungarn wohnen. Sie werden seine Freunde, seine Ratgeber, seine Ersatzfamilie. Mit 25 Jahren hat er es nicht nur auf zwei Schmissee gebracht, sondern ist auch promovierter Jurist.

6. Österreich – 1934

Als Helmut Hochstetter sein Studium beendete, war Deutschland schon „Tausendjähriges Reich“ und kluge, kritische Beobachter ahnten bereits, worauf das hinauslaufen würde. In Österreich regierte Dollfuß, der durch einen Staatsstreich Anfang März 1933 die parlamentarische Verfassung aufhob und in Anlehnung an den italienischen Faschismus unter Mussolini die Austrofaschistische Diktatur ins Leben rief. Er verbot die Nationalsozialistische Partei, also die Partei Hitlers, und gründete die Vaterländische Front. Anfang 1934 gab es in Wien blutige Straßenkämpfe, was zum Verbot der Sozialisten und aller übrigen Parteien führte, außer der Vaterländischen Front. Am 25. Juli putschten die österreichischen Nationalsozialisten und Dollfuß wurde ermordet. Danach folgten Aufstände in der Steiermark und in Kärnten, das Deutsche Reich wollte zu Gunsten der Nationalsozialisten eingreifen, die Italiener schickten Truppen zur Grenze, um die Vaterländische Front zu unterstützen. Schließlich wurden die Aufstände niedergeschlagen und der neue Bundeskanzler, Dr. Schuschnigg, setzte die politische Linie von Dollfuß fort.

In dieser unruhigen und vor allem beunruhigenden Zeit versucht Helmut Hochstetter, im Arbeitsleben Fuß zu fassen. Sehr schnell merkt er, dass er so nicht glücklich wird. Es ist nicht bekannt, ob es ein besonderes Erlebnis war oder ein längerer Denkprozess – letztlich wohl auch der Rat und Einfluss seiner wohlmeinenden Ersatzfamilie, dass er sich zu einem weiteren Studium entschließt. Zu seiner Zeit eine ganz außergewöhnliche Entscheidung. Aber er, der früh Entwurzelte, suchte Halt und Heimat. „Spes unica in Deo“ – unsere einzige Hoffnung liegt in Gott! Hat er das in sich getragen, lange bevor er nach Bergisch Gladbach kam und hier ankern konnte? (Das Auge Gottes, der Anker und die Inschrift „Spes unica in Deo“ befinden sich seit 1779 im Siegel der Evangelischen Kirchengemeinde Bergisch Gladbach.)

In der Predigt zu seiner Beerdigung am 21. Juni 1991 heißt es: *„War es ein Verzicht auf eine mögliche Karriere im dritten Reich? Helmut Hochstetter ging, um sich selbst zu finden, den Weg zurück zu seinen Vätern, die seit Generationen in Württemberg als Theologen wirkten. Durch die Theologie fand er, der den familiären Bezug so früh verloren hatte, Zugang zum Erbe seiner Familie, in der auch er über die Zeiten hinweg aufgehoben war.“* (Pfr. Dr. Christoph Schneider-Harpprecht)

Zurück zum Jahr 1934, diesmal nach Deutschland: Im Mai wurde die Barmer Erklärung unterzeichnet. Dem ging voraus, dass dem von den Landessynoden 1933 gewählten Reichsbischof Friedrich von Bodelschwingh der von den Deutschen Christen ein halbes Jahr später auf der Reichssynode gewählte Wehrkreispfarrer Müller vor die Nase gesetzt wurde. Auch die Kirchen sollten im nationalsozialistischen Sinne gleichgeschaltet und nach Möglichkeit ausgeschaltet werden. Die Deutschen Christen wollten das Alte Testament aus der christlichen Lehre ausklammern. – Der Antisemitismus nahm zu dieser Zeit in ganz Europa breiten Raum ein, aber nirgendwo mit der verbrecherischen Konsequenz Hitlers und seiner Gefolgsleute. Ein Teil der Kirche leistete Widerstand, fand sich zusammen in der Bekennenden Kirche und wandte sich in eben dieser Barmer Erklärung gegen die Barbarei der Rassenideologie des Nationalsozialismus und bekannte sich dazu, nur dem Wort Gottes verpflichtet zu sein. Der Theologe Karl Barth verfasst die Erklärung nach dem Vorbild des Tridentinums, eines Konzils in Trient (1545 – 1563), auf

dem die Heilige Schrift und die kirchliche Tradition gleichgestellt werden. Auch die katholische Kirche, die eigentlich hoffte, durch das Konkordat des Deutschen Reiches mit der Kurie im Juli 1933 glimpflich davonzukommen, schloss sich in Einzelaktionen dem Widerstand gegen die Nazidiktatur an, unter anderem durch den Bischof von Münster, Graf von Galen, der öffentlich gegen die Euthanasie predigte. Eine gemeinschaftliche Institution wie die bekennenden Christen gab es in der katholischen Kirche nicht. Viele Christen im Widerstand bezahlten ihre Zivilcourage mit Haft oder ließen ihr Leben, wie zum Beispiel Dietrich Bonhoeffer, der im KZ Flossenbürg ermordet wurde. Als Kirchenkampf ging dieser Widerstand in die Geschichte ein. In Bergisch Gladbach aber steht ein Vertreter der Deutschen Christen auf der Kanzel. Die Gemeinde ist innerlich gespalten. Auch hier tobt der Kirchenkampf, den der spätere Pfarrer Hochstetter schlicht als Kirchenkatastrophe bezeichnete.

Unter diesen unsäglichen Bedingungen studierte Dr. jur. Helmut Hochstetter Theologie in Tübingen und Wien und schloss im Jahre 1939 ebenfalls mit einer Promotion ab. Das ist logisch und konsequent. Wollte er etwa mit dem Dokortitel der Jurisprudenz als Theologe arbeiten? Das Thema seiner Dissertation lautet: „Zur Stellung des Eigentums im christlichen Denken“. Noch 1939 wurde er ordiniert und arbeitete als Vikar in Fürstenfeld in der Steiermark und in der Wiener Neustadt.

Aus dieser Zeit blieb ihm ein Freund, der Künstler Fronius. Hatte er sonst keine Freunde? Viele seiner Generation haben keine Jugend- oder Studienfreunde mehr, denn wieder war Krieg.

7. 1940 – 1945: Artillerist und Pfarrer im zweiten Weltkrieg

Österreich war 1938 „heim ins Reich“ geholt worden. Bei vielen Österreichern war der Jubel darüber groß, obwohl sie das anschlies-

send nicht mehr zugeben wollten. Am 1. September 1939 bricht der 2. Weltkrieg aus, 25 Jahre nach der ersten großen Katastrophe des Jahrhunderts. Was sind im Rückblick schon 25 Jahre? Auch Helmut Hochstetter blieb es nicht erspart, in diesen Krieg zu ziehen. Zunächst als Artillerist. Nachdem er 1941 in Russland verwundet wird und die entsprechende „Frontbewährung“ hat, darf er als Kriegspfar- rer arbeiten. Er wurde Divisionspfarrer im Rang eines Majors.

Welch eine Aufgabe und was musste er alles erleben und bewältigen? Zwei Erlebnisse waren schicksalsentscheidend: Als er verwundet war, lernte er im Lazarett seine zukünftige Frau kennen, eine Rotkreuz-Schwester aus der Schweiz, Tochter einer Pastorenfamilie, die freiwilligen Kriegsdienst leistete. Am 2. Mai 1942 traf er sich mit Alix Fiedler, deren Vater Pfarrer der deutschen lutherischen Gemeinde in Genf war, in Berlin, um im Schöneberger Rathaus zu heiraten. 1945 kam er mit seiner Division nach Bensberg, erlebte hier das Kriegsende und wurde hier gebraucht. Dringend.



Alix Hochstetter, geb. Fiedler
um 1942



Ehepaar Hochstetter mit erstem
Kind Beatrix, 1946

8. 1945 – 1952: Die ersten Jahre nach dem Krieg

Das ganze Ausmaß der Katastrophe und die Notwendigkeit zu handeln.

Vom Dolmetscher zum Gemeindepfarrer

Was gibt mehr Zufriedenheit, als gute Dienste leisten zu können? Was lenkt mehr ab von dem totalen Desaster, als sinnvolle Arbeit zu tun? Not lindern, Verwundeten beizustehen, Gottesdienste zu halten nach gottloser Zeit und zu vermitteln zwischen Siegern und Besiegten. Helmut Hochstetter arbeitet als Seelsorger im Lazarett, das sich im „Maria-Hilf“-Krankenhaus befindet, und kommt nach eigenen Aussagen hervorragend mit den katholischen Schwestern aus. Er arbeitet als Dolmetscher, wobei ihm sein Anglistik-Studium der frühen Wiener Jahre sehr hilfreich ist. Und er bekommt Wohnraum angeboten bei Familie Metzger auf dem Höhenweg. Wohnraum, das ist 1945 der Luxus schlechthin. Der charmante, geistreiche Neuankömmling und seine temperamentvolle junge Frau schließen schnell Freundschaft, nicht nur mit Metzgers, sondern auch mit deren Bekanntenkreis, zu dem die Industriellenfamilien Zanders und Risch gehören. Das wird später der Gemeinde zugute kommen. Noch ist nicht an Aufbau zu denken und auch nicht daran, dass die junge Familie auf Dauer hierbleiben wird.

Bergisch Gladbach war im Gegensatz zum benachbarten Köln weitgehend unzerstört. Zwar sind auch hier Bomben gefallen und Tote zu beklagen, vor allem im westlichen Teil der Stadt, wo die Bahngleise liegen. Aber der Stadtkern und die umliegenden Wohngebiete sind erhalten und gedrängt voll mit Menschen, die ein Dach über dem Kopf brauchen. Eigentlich können wir uns heute gar nicht mehr vorstellen, was die Bevölkerung im Krieg und in der Nachkriegszeit durchmachen musste. Was es heißt, Hunger zu haben, aber nirgendwo etwas Essbares auftreiben zu können. Und wenn doch, keinen Topf zu haben und keinen Herd, geschweige denn Brennstoff. Kein Wasser, keine Seife, keine Schuhe, kein eigenes Bett – dafür aber Läuse, Krätze, Ruhr.... Wer noch eine Wohnung hat, muss sie mit vielen anderen teilen. Viele sind vermisst oder in Gefangenschaft geraten, Familien auseinandergerissen, Tote zu beklagen,

entsetzliche Erlebnisse zu verkraften, Verluste, Entwurzelungen hinzunehmen. Die große Flüchtlingswelle kommt erst noch. Sie wird die vorwiegend katholische Bevölkerung der Stadt in Angst und Schrecken versetzen, denn die Flüchtlinge sind fast ausnahmslos evangelisch. Fremd die Menschen, fremd ihre Sprache, fremd ihr Glauben. Aber nicht nur die Katholiken, auch die wenigen Protestanten mit ihren geringen diakonischen Möglichkeiten werden auf eine harte Probe gestellt.

Ein Flüchtlingskind von damals erzählte sehr viel später Pfarrer Thomas Werner von folgender Begebenheit: Quälender Hunger und Verzweiflung. Der Vater nimmt seinen kleinen Sohn an der Hand und geht zum Pfarrhaus. Pfarrer Dr. Dr. Hochstetter öffnet, der Vater trägt die Bitte um etwas Essbares vor. Der Pfarrer sagt, „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott.“ Und macht die Tür wieder zu. Aber zum „Fringsen“ musste man sich erst einmal auskennen und von der „Spes unica in deo“ hörte das Magenknurren nicht auf. Bei der besagten Flüchtlingsfamilie fiel Helmut Hochstetter lebenslänglich in Ungnade, doch wie sah seine eigene Wochenration 1945 denn aus? Da gab es 1950g Brot, 120g Fett, Nahrungsmittel 900g. Fleisch 100g und Zucker 250g. 1946, als er schon im Pfarrhaus wohnte, war es wohl kaum mehr. Also zwei Brote, knapp ein halbes Päckchen Margarine, ein Päckchen Gries oder Graupen, getrocknete Hülsenfrüchte oder was sonst noch unter Nahrungsmitteln verstanden werden kann, fünf Scheiben Wurst und eine viertel Tüte Zucker. Das musste eine Woche reichen. Kann man da auch noch andere mit füttern? Und was hatte er vielleicht an diesem Tag schon erlebt? Wie viele hatte er schon abweisen müssen? Welche Läuse waren ihm über die Leber gekrabbelt, welche Nickeleien hatte er ertragen müssen?

Kehren wir zurück zum Frühjahr 1945. Bergisch Gladbach und Bensberg werden Mitte April von den Amerikanern besetzt. Damit ist hier der Krieg zu Ende, Helmut Hochstetters eigentliche Aufgabe als Divisionspfarrer auch, aber nun ist er als Dolmetscher im Einsatz und, weil weit und breit noch keiner der ansässigen evangelischen Pfarrer heimgekehrt ist, wird er gebeten, Gottesdienste zu halten.

Noch gibt es in Gladbach, Bensberg und Refrath wenige evangelische Christen, manchmal muss er auch bis Linde fahren. Vier bis fünf Gottesdienste sind es sonntags immer, und so freut er sich über

sein erstes eigenes Fahrzeug, ein altes klappriges Fahrrad. Heute sind übrigens 15 Pfarrer im Dienst auf dem Gebiet, das er in der unmittelbaren Nachkriegszeit betreuen musste.

Zunächst aber gerät er in die Mühlen des Kirchenkampfes, der in der Gladbacher Gemeinde noch lange nicht ausgestanden ist (in den Einzelheiten sehr interessant nachzulesen in der Geschichte der Evangelischen Kirchengemeinde 1918 -1945 von Pfr. i.R. Hermann Deeters). Pfarrer Hellmuth Gerlich, der eigentliche Amtsinhaber und linientreue „Deutsche Christ“, wurde von dem bekennenden Teil der Gemeinde strikt abgelehnt, ebenso seine Bevollmächtigten, die der Gemeinde vorstanden, nachdem das gewählte Presbyterium 1936 aufgelöst worden war. Kurz nach Kriegsbeginn wurde Gerlich eingezogen. Zu seiner Vertretung kommt Pfarrer Dr. Bröking aus Elberfeld, der sich weit größerer Beliebtheit erfreute als der eigentliche Amtsinhaber. Folgerichtig forderte nach Kriegsende ein neugebildetes Presbyterium den Weggang von Pfarrer Gerlich und Einsetzung Pfarrer Dr. Brökings als ersten Pfarrer der Gemeinde. Für Dr. Dr. Helmut Hochstetter wurde der Einsatz als Hilfsprediger auf der Pfarrstelle in Bensberg vorgeschlagen. Zu allem übrigen Elend eine Nerven zermürbende Situation für alle Beteiligten. Der damalige Superintendent Hans Encke strebte einen grundsätzlichen Neuanfang an, der dadurch erleichtert wurde, dass Bröking nach Elberfeld zurückging.

Pfarrer Dr. Dr. Helmut Hochstetter bekam die erste Pfarrstelle der Evangelischen Kirchengemeinde Bergisch Gladbach.

Am 16. Februar 1947 wurde er offiziell in sein Amt eingeführt.

Pfarrer Gerlich sollte sich bis Ostern 1946 um eine andere Stelle bemühen. Er ging dann zum 1. Juli 46 für ein halbes Jahr nach Schwäbisch Gmünd zur Pressestelle in der Kanzlei der EKD, ließ aber seine Familie im Pfarrhaus zurück. Danach wurde er Berufsschulpfarrer in Köln, ab 1950 Pfarrer in Köln Niehl. Familie Hochstetter zog im Juli 46 ins Pfarrhaus ein und musste es sich nun mit Gerlichs teilen. Die Südzimmer bewohnten Gerlichs, die Nordzimmer bekamen die Neuen, Küche und Bad standen abwechselnd zur Nutzung zur Verfügung. Drangvolle Enge, vor allem als auch noch Helmut Hochstetters Schwester Gred mit ihren Kindern eine Zeit lang mit beherbergt werden musste.

Eine heute unvorstellbare demütigende Situation für alle Beteiligten. Gerlich in seiner totalen Niederlage musste nun auch noch seine Wohnung mit demjenigen teilen, der ihm sein Amt streitig gemacht hatte. Da saßen sie dicht auf dicht die junge und die alte Pfarrfamilie. Nie für sich allein sein, immer Rücksicht nehmen, unterschwellige Feindseligkeiten ertragen. Wie oft wurde da wohl mit den Zähnen geknirscht oder eine Faust in der Tasche gemacht?

Erst 1951 konnten Gerlichs eine Wohnung in Köln bekommen und die inzwischen fünfköpfige Pfarrersfamilie hatte endlich Platz. „*Garten und Haus waren nach Gerlichs Weggang ein unermesslicher Schatz.*“ Noch jahrelang gab es im Pfarrhaus etliche Mitbewohner, aber die waren gerne gesehen. Eine Bereicherung, keine Belastung. Man lebte zusammen, feierte zusammen und freundete sich an.

Am Anfang gab es in der Gemeinde auch Vorbehalte gegen Pfarrer Hochstetter, so zu lesen in seinen Erinnerungen:

„In der Gemeinde war es nicht leicht. Als ich eine Probe des „Wartburg-Chores“ besuchte, schmiss mich Frau Ploetner, die Vereinsvorsitzende hinaus. Ich galt damals immer noch als tschechischer Usurpator (Thronräuber). Aber da ich ja auch zu predigen hatte, haben die Predigthörer immerhin befunden, dass sie mich Heimatlosen als Prediger hören wollten. Dazu gehörten der Blumenhändler Müller und der Tapetenhändler Weber. Ohne sie wäre ich hier nichts geworden. Welche ausgezeichneten Freunde! Es waren gediegene Kaufleute, die wussten, was eine Ware wert war. Das wusste auch Superintendent Encke, der mich bei einer Visitation kennenlernte. Hans Encke hatte im ersten Weltkrieg ein Bein verloren. Das hinderte ihn nicht, bei allen Synoden stehend ‚vorzusitzen‘. Er hatte großen Charme und war höchst beliebt. Im Kirchenkampf stand er auf der Seite der Bekenntnis-Kirche und musste auch ein paar Tage Haft über sich ergehen lassen. Bei aller Liebenswürdigkeit war er eine Herrschernatur. Es fiel schwer, ihm zu widersprechen. Er hat mir den Weg in Gladbach und Köln wohlbereitet.

Auf der ersten Kreissynode – sie fand im Versammlungsraum des Evangelischen Krankenhauses statt – richtete er es so ein, dass ich stellvertretender Scriba (Schriftführer) wurde, also ein ganz unbedeutendes Amt hatte, aber im Vorstand einiges sagen durfte, was unserer Gemeinde zugute kam.“



Die Gnadenkirche (im Hintergrund die ehemalige Grundschule), um 1955



Das Pfarrhaus am Quirlsberg, um 1955

Pfarrer Hochstetter war fleißig. Von Anfang an gab er am Städtischen Gymnasium Religionsunterricht. Das kleine Zubrot konnte er gut brauchen. *„Ich versorgte“,* schreibt er, *„so gut ich konnte, die Gemeinde, die Schulen und die Vertretung in Stadt und Land. Es gab entsetzlich viel zu tun. Viele Ausschüsse, Vorträge und vor allem Amtshandlungen.“*

Als Pfarrer Carl Hager, ein Anhänger der bekennenden Kirche, aus der russischen Kriegsgefangenschaft zurückkam, fing er sofort an, in der Gemeinde mitzuarbeiten. Pfarrer Hochstetter war überglücklich über diese Entlastung, aber das Glück währte nicht lange, weil Hager nach Düsseldorf beordert wurde. Dennoch gelang es einige Zeit später, mit ihm die Pfarrstelle in Bensberg zu besetzen. Bensberg und Refrath werden damit zur eigenständigen Gemeinde. In Gladbach bestand die engere Mitarbeiterschaft aus *„Gemeindeamtsleiter Weineck, Gerlinde Bickenbach, Küster Flick, Schwester Else Billing und Schwester Elfriede Knebel. ...Wenn ich jetzt von Mitarbeitern spreche“,* so Pfr. Hochstetter, *„darf ich mich nicht nur auf die hauptamtlichen beschränken. Es gab viele liebe Leute, die uns zur Seite standen, besonders nach der Aufnahme der ostdeutschen Vertriebenen. Die gaben uns viele schwere Aufgaben. Ohne die Gemeindegewestern wäre nichts möglich gewesen. Die meisten waren ja Protestanten, für die Katholiken also Ketzer.“*

Nach Gerlichs endgültigem Weggang aus Bergisch Gladbach ist der Weg frei für die Besetzung einer zweiten Pfarrstelle. So kommt 1952 Pfarrer Werner Huch – aber noch ist das Zukunftsmusik und bis dahin fließt noch viel Wasser den Rhein herunter.

Kehren wir zurück zur Stunde Null, zum großen Aufräumen und Säubern.

Dazu Pfarrer Hochstetter:

„Nach dem Krieg waren alle Leute bemüht, sich den veränderten Verhältnissen irgendwie anzupassen. Aus unserer Gemeinde war gut ein Viertel ausgetreten, das seinen Weg wieder zurückfinden wollte. Die Kirchenleitung hatte rigorose Bedingungen gestellt, deren praktische Ausführung mir nicht realisierbar erschien. Es waren einjährige Bußzeiten vorgeschrieben, während derer sich die ‚Lapsi‘ (Gestrauchelten) durch regelmäßigen Kirchgang ihr Mitgliedsrecht

wieder erwerben sollten. Der Besuch der ‚Lapsi‘ riss nie ab. Die merkwürdigsten Gestalten, die ich nach ihrer Wiederaufnahme nie mehr gesehen habe.

Man schrieb neue Kirchenwahlen aus. Wer daran teilnehmen wollte, hatte eine Erklärung zu unterschreiben, die unter anderem die Treue zu den Barmer Erklärungen mit ihrer tridentischen Verwerfungsformel verlangte. Die wenigsten Leute wussten, was das war. Aber im Unterschreiben war man ja geübt, es kam nur darauf an, sich zu etablieren und sich in den Sattel zu setzen, irgendwie würde das Reittier schon weiterkommen und ernährt werden. Politisch war es notwendig, seine braune Vergangenheit zu tilgen. Die berühmten Entnazifizierungen fanden statt. Jedermann hatte endlose Fragebögen auszufüllen, im Stand der Unschuld waren wenige, die meisten waren Mitläufer. Im Stand der Unschuld waren eigentlich nur solche, die von den Nazis verfolgt worden waren. Ich musste auch einen Fragebogen ausfüllen und darin bekennen, dass ich der NSV, also der „Volkswohlfahrt“ angehört hatte. Auch dazu war ich gezwungen worden, sonst hätte ich keinen Religionsunterricht am Gymnasium in Fürstenfeld erteilen dürfen. Ich entsinne mich noch der komisch-peinlichen Szene, als ich dem Direktor der Schule gegenüber stand, der mein Gewissen erforschte, warum ich denn als deutscher Mann (mit Schmissen im Gesicht) der Partei nicht angehöre. Ob ich denn wenigstens einen vertrauenswürdigen Bürgen hätte?“

Jawohl, er hatte. Einer seiner angeheirateten Onkel arbeitete im österreichischen Unterrichtsministerium in gehobener Position. Damals redete man zwar noch nicht von „Vitamin B“, aber die Wirkung war die gleiche.

Dem Religionsunterricht bleibt Pfarrer Hochstetter auch in Bergisch Gladbach treu. An den Schulen gibt es wegen Raummangels einige Jahre Schichtunterricht. Die eine Hälfte der Schüler kommt vormittags, die andere nachmittags.

„Der Religionsunterricht an den Elementarschulen war Sache der Lehrer. Aber an den Berufsschulen versahen Geistliche diesen Dienst, der meist in der Mittagszeit stattfand. Der Konfirmandenunterricht musste wegen Überlastung der Schulräume oft schon morgens um sieben Uhr beginnen. Erst als das kleine Gemeindehaus (Rehseheim) fertig war, war zunächst der Nachmittag für Frauenhilfe, Unterricht, Bibelstunde und Sitzungen da.“

Bis dahin ist noch ein weiter Weg. 1946 richtet er wegen der zunehmend großen Zahl evangelischer Gemeindeglieder zwei Vormittagsgottesdienste ein, ruft die Frauenhilfe ins Leben, die die Arbeit des Gustav-Adolf-Fraudienstes weiterführt und beklagt, dass sich die männliche Jugendarbeit nicht entwickeln will. Es sind noch zu wenige Männer da.

Auch die Finanzen der Gemeinde machen ihm Sorge:

„Es gab in Bergisch Gladbach unendlich viel zu tun und da wir nicht zur Stadt Köln gehörten, sondern elende Provinz waren, kamen wir stets zu kurz. Es galt, sich selbstständig zu machen. Wir wollten das ursprüngliche Recht der gemeindlichen Steuerhoheit wiederhaben. Ein kühner Versuch scheiterte. Pferdenges, der mächtige Mann der Wirtschaft, der die Oppenheim-Bank in der Nazi-Zeit unter seinem Namen weiterführte, ein ebenso kluger wie kühner und edler Mann, hat mir das mit wenigen Sätzen beigebracht. Kirchmeister Wuthenau und ich zogen mit langen Gesichtern ab.

Das Kirchensteuergeld wird so verteilt, dass die zerstörten Gemeinden (z. B. Kalk) das Meiste kriegen. Zuletzt kriegte natürlich Bayenthal, seine eigene Gemeinde, mehr als alle anderen. Aber wer konnte das überschauen, überprüfen? Mir wurde sehr bald klar, was das für uns bedeutete: ‚Hilf dir selbst, so hilft dir Gott.‘ Und so schritten wir zur Selbsthilfe – wir gingen betteln. Ich lernte sehr bald, dass Schnorren ein Handwerk ist, das gelernt sein will ...Warum sollte ich mich schämen, ein Schnorrer zu sein? Schwester Else, mit der man durch dick und dünn gehen kann, häkelte mir den Bettelsack. Jetzt hatte ich mein Handwerkszeug und konnte als Geselle auf Wanderschaft gehen. Ich hatte ja Vorbilder. Nur über eins muss man sich klar sein, es durfte nichts an einem hängen bleiben. Nur wer absolut vertrauenswürdig ist, kann es hier zur Meisterschaft bringen.“

Das Rehse-Heim

Sie bettelten erfolgreich und 1947 sollte der Kindergarten, der noch im Gemeindehaus hinter der Kirche untergebracht war, ein erstes eigenes Gebäude bekommen:

„Wir errichteten es mit eigenen Händen. Wir stellten die Bausteine bei der Firma Fröhling selbst her, Presbyter, Freunde und Pfarrer.

Das Material war ein Gemisch aus Erde, Lehm und etwas Kalk. Zu beschaffen war ein Eisenträger, der für kein Geld zu kaufen war. Gültige Währung waren damals unter anderem Zigaretten, die wiederum nur im Schwarzhandel zu haben waren.

Eine ehrliche Kirchengemeinde war dafür natürlich ungeeignet. Hilfe musste von außen kommen. Und sie kam. Durch die Care-Organisationen der hilfreichen Amerikaner empfangen wir sogenannte Care-Pakete, die wir damals als Kirchengemeinde auch an bedürftige Alte zu verteilen hatten. Jedes Care-Paket enthielt neben wichtigen Lebensmitteln auch Bohnenkaffee und Zigaretten. Wir entschlossen uns, die Zigaretten zunächst einzubehalten, da sie ja ohnehin gesundheitsschädlich seien, bis wir genug hatten, um uns den unerlässlichen T-Träger aus Eisen zu beschaffen. Nun konnte das Haus errichtet werden. Gute Freunde vom Fach halfen uns bei der Installation von Wasserleitung und WC. Wir hatten ein Gebäude, das nach dem früheren Pfarrer Rehse den Namen Rehse-Heim erhielt. Man gab ihm eine Lebensdauer von 10 Jahren. Ursprünglich war es Kindergarten, die nötigen Spiel- und Grünflächen lagen vor der Tür. Nachmittags diente es dem Konfirmanden-Unterricht (auch der Frauenhilfe und einigen Jugendgruppen), am Abend den Vereinen und dem Presbyterium für seine Sitzungen.“

Das Rehse-Heim leistete über fünfzig Jahre gute Dienste, unter anderem auch als Bücherei, und wurde erst im Zuge des Neubaus des Gemeindesaals „Engel am Dom“ neben der Gnadenkirche im Dezember 2000 abgerissen.

Liturgie und Predigt

Ebenfalls im Jahre 1947 wurde Pfarrer Hochstetter Mitglied in der Michaelsbruderschaft, einer 1931 gegründeten kirchlichen Erneuerungsbewegung. Über Kontakte zu Pfarrer Bücking an der Elisabethkirche in Marburg, bekam er eine Einladung auf den Tannenhof, wo sich die Michaelsbrüder, sowohl Theologen als auch Laien, zusammenfanden. „Es war eindrucksvoll, diese Leute zu treffen und mit ihnen zu sprechen, so weit das möglich war, denn zwischen Vorträgen, Gebetsstunden und liturgischen Übungen gab es wenig Pausen, die meistens dem Schweigen dienen.“

Bekam er hier den Rückhalt, um in Bergisch Gladbach einiges zu ändern? Es ging um die „Verleiblichung“ des Glaubens.

Jeder kennt den Spruch: „*Streng evangelisch ist schlimmer als streng katholisch.*“ In der Tat, die reformierte Kirche nach Calvin, so wie Pfarrer Hochstetter sie auch in Gladbach vorgefunden hat, bietet wenig Anlass zu Freude oder Genuss. Nüchtern ist wohl das Wort, das diese Richtung des christlichen Glaubens am besten trifft. Da wird ein strenger Wortgottesdienst gehalten, während die Katholiken die heilige Messe feiern oder das Hochamt zelebrieren.

Eine gesungene Liturgie – geradezu umstürzlerisch in der evangelischen Gemeinde. Dass es dennoch möglich war, verdanken wir den Preußen, die auf ihrem Gebiet die verschiedenen Richtungen des protestantischen Glaubens in der Evangelischen Kirche der Union vereinigten. Und der neue Pfarrer setzt sich durch. Und singen kann er. So gut, dass sich jeder seiner späteren möglichen Nachfolger die Frage gefallen lassen muss, ob er denn auch singen kann.

Und predigen kann er. Oft frei, mit einigen Stichworten in der Hand. Über die Predigt schreibt er:

„Natürlich muss das Ziel feststehen und gute Rhetoriker prägen sich einen eindrucksvollen Schluss-Satz ein, einen guten Abgang also. In der Predigt aber ist das falsch. Denn sie kann kein rhetorisches Kunststück sein, gewiss ist der Schluss-Stein ein architektonisches Problem. Aber wenn alles Vorhergehende Blendwerk war, hilft der schöne Schluss-Stein auch nichts mehr. Predigen ohne Rhetorik ist abenteuerlich, Rhetorik ohne Verkündigung ist Blendwerk. Zu fragen ist immer: Was bleibt? Die Nazi-Reden hatten zu enden auf einem dreifachen ‚Sieg-Heil!‘ Das wurde zuletzt zu einer makabren contradictio in adjecto in subjecto (ungefähr: ein makabrer Widerspruch in sich). Ich glaube, die beste Predigt ist die wohl vorbereitete, auf ein Ziel zusteuern, die aber offen ist für einen Schluss, der weiterfragen kann ohne unzufrieden zu lassen. Das muss ein Amen in sich haben. Im Amen muss Antwort und Frage sein.“

So kam es, dass in der vordem so streng reformierten Gemeinde der Gottesdienst mit Pfarrer Hochstetter ein Fest wurde, ein Schmaus für Geist und Sinne, für viele Gemeindeglieder und solche, die extra Pfarrer Hochstetters wegen nach Gladbach kamen, nach

Jahren der Barbarei und strengem Deutschtum eine sonntägliche Wohltat, die sie genossen. Andere hatten Mühe, soviel Geist und Bildung zu folgen. Sie verstanden oft nicht und fühlten sich selbst auch nicht verstanden. Sowohl sein Bildungsanspruch als auch sein guter Draht zur Gladbacher Oberschicht trug ihm bald den Ruf ein, der Pfarrer der Akademiker und „feinen Leute“ zu sein. Zu Recht?

9. Die fünfziger und frühen sechziger Jahre

Alles ist im Aufbau und die Menschen möchten wieder zur Ruhe kommen – auch in Bergisch Gladbach. Hier und da keimt bescheidener Wohlstand. Wirtschaftswunder und Vollbeschäftigung.

Der Gemeindeaufbau geht mit Riesenschritten voran.

Eine wichtige Weichenstellung

Anfang der 50iger Jahre wird alles besser. Die Währungsreform hat dafür gesorgt, dass man endlich wieder etwas kaufen kann für sein Geld. Es wurde damit begonnen Wohnraum zu schaffen durch vermehrten Siedlungsbau und es gibt wieder Arbeit für die Menschen.

Die Evangelische Gemeinde ist angewachsen auf 25.000 Gemeindeglieder und schließlich kann die zweite Pfarrstelle der Gemeinde 1952 mit Pfarrer Werner Huch besetzt werden. Pfarrer Huch ist Schlesier – wie Hochstetter, nur von der preußischen Seite aus Breslau. Er hat auch nicht seine Heimat schon als Kind verloren, sondern er teilt das Schicksal der vielen, vielen Neugladbacher aus den deutschen Ostgebieten. Gerade in seinem Pfarrbezirk – Hand – wird eine der ersten großen Nachkriegssiedlungen in Bergisch Gladbach gebaut, die Eschenbroichsiedlung. Noch heute erinnern die Straßennamen an die Herkunft ihrer ursprünglichen Bewohner.

Pfarrer und Gemeinde teilen ein gemeinsames Schicksal. Sie verstehen sich ohne große Worte und suchen im gemeinsamen Gottesdienst ein Stück Heimat. Das heißt, es entstehen zwei Pfarrbezirke mit völlig unterschiedlichem Profil. Vorübergehend waren es sechs, zurzeit sind es wieder vier Pfarrbezirke, völlig ungleiche Brüder. Dazu kommen noch der Seelsorger im Evangelischen und die Seelsorgerin im Katholischen Krankenhaus. Kein Wunder, dass es da gelegentlich Familienkrach gibt, aber die Gemeindeglieder finden aufgrund der Verschiedenartigkeit der einzelnen Gemeindeteile und Ansprechpartner alle ein Zuhause, wenn es nicht im eigenen Bezirk ist, dann bei einem der Nachbarn. „Gottes Haus hat viele Wohnungen“ – vor allem in Bergisch Gladbach.

Der Grundstein dazu wurde 1952 gelegt.

1952 konnte man auch nicht mehr einfach nur von der Evangelischen Kirche reden. Auch wenn die zweite Kirche in Hand noch nicht gebaut war, so war sie doch in Planung und wollte ihren eigenen Namen haben. Sie würde ‚Heilig-Geist-Kirche‘ heißen.

Pfarrer Hochstetter, der den reformierten Gottesdienst so gründlich umgekrempelt hatte, befreite die Kirche 1951 auch in ihrem Inneren von ihrem calvinistischen Aussehen, wo sich vorne Abendmahlstisch, Kanzel und Orgel übereinander stapelten. Die Orgel kam nach hinten auf die Chorempore, die Kanzel mit ein paar Stufen auf die Seite, eine neue Sakristei wurde angebaut und der Turmraum geöffnet. Hier stand von nun an der Altar.

Und die Kirche bekam endlich einen Namen, der in Hochstetters Heimat sehr geläufig ist. Von nun an können wir von der ‚Gnadenkirche‘ sprechen – der Kirche, die von der Gnade Gottes kündigt.

1952 kommt Margret Graeber nach Bergisch Gladbach. Sie wird Kantorin und übernimmt später auch den Katechumenenunterricht. Bis zu ihrem Ruhestand im Mai 1986 gestaltet sie das Gemeindeleben im Wesentlichen mit.

Als Küster Flick in den Ruhestand trat, fand Pfarrer Hochstetter auf dem Tannenhof den Diakon Jung, der mit seiner Frau das Küsteramt übernahm und der Gnadenkirche ebenfalls bis zu seinem Ruhestand treu blieb.

Und dann wäre als Mitarbeiterin noch Frau Alix Hochstetter zu nennen, eine Pfarrfrau von altem Schrot und Korn. Was sie neben dem großen Haushalt und der Erziehung ihrer drei Töchter alles so nebenbei und natürlich nur für „Gotteslohn“ leistete, ist unbeschreiblich und ging vermutlich oft in der Überbeanspruchung aller, die hier wirkten und ihr Bestes gaben, einfach unter.

„Das Haus war groß, kostete sehr viel Wärme und Unterhalt, der Garten war enorm, aber Alix, flink wie ein Wiesel und enorm tüchtig, schaffte doppelt so viel wie andere Pfarrfrauen und war – wie ihr Name sagt – hilfreich. Wir hatten viele Freunde, an Gästen fehlte es nie. Was fehlte, war Zeit. Aber Garten und Haus waren nach Gerlichs Weggang ein unermesslicher Schatz.“

Die Zeit war wirklich für alle knapp bemessen. *„In der Woche gab es keinen freien Tag. Als Wohltat empfand ich den Bibelkreis um Prälat Grosche, der immer am 1. Montag eines Monats stattfand.“*

Die Gemeindegewestern Else und Elfriede arbeiteten vor allem in der Weihnachtszeit fast rund um die Uhr und waren vermutlich fast so etwas wie Familienmitglieder. *„Für unsere Kinder waren sie unentbehrlich. Schwester Elfriede gab mir zwischen den Gottesdiensten immer ein gutes Frühstück, ein Brauch, der von Frau Jung übernommen wurde.“*

Der Gemeindebrief

Wie soll man zu zwei Pfarrern 25.000 Gemeindeglieder erreichen, und schwieriger noch, seelsorgerlich betreuen? Also gibt Pfarrer Hochstetter zu Michaelis (29. September) 1952 zum ersten Mal ein Gemeindeblättchen heraus, acht engbedruckte Seiten, deren Zielsetzung er so erläutert:

„Dieses Blättchen kommt zu Besuch. Es ist keine Zeitung und kein Kirchenblatt, nur ein bescheidener Nachrichtendienst, ein Bote, der das Neue aus der Gemeinde berichtet und dazu für diejenigen, welche die Predigt nicht hören können, davon etwas erzählt. Er überbringt zuerst einen Gruß von unserer Heimatkirche, hält kurz Einkehr in Deinem Haus, in Deiner Stube oder auch an Deinem Krankenbett. Er soll ja auch kein Ersatz sein für den schuldigen



Schwester Elfriede Knebel, um 1960



Schwester Else Billing, um 1960



Diakon Jung, um 1960



Kantorin Margret Graeber, um 1960

Besuch Deines Pfarrers, und doch ist es auch als sein Besuch bei Dir gedacht und als eine Einkehr bei Dir... Der Bote wird Dir von Gemeindefreundern ins Haus gebracht. Die tun das ohne Botenlohn. Aber es kostet etwas Druckerschwärze und Papier, und wenn Du uns dafür zwei Groschen gibst, so bedanken wir uns sehr, und gibst Du uns mehr, dann hilfst Du uns, auch denen einen Gruß zu überbringen, die keinen Groschen mehr übrig haben.“

Das Blättchen hieß „Gruß und Einkehr“. Neben dem Grußwort enthielt es eine Schriftbetrachtung zu Lukas 10, Vers 17 – 20, über die Austreibung der Dämonen, einen Brief des getreuen Pfarrers an eine Konfirmandin zum Thema „Grüßen“, Nachrichten aus dem Leben der Evangelischen Jugend – immerhin gab es damals 15 Gruppen, nach Altersklassen gestaffelt und weitgehend nach Jungen und Mädchen getrennt, einen Hinweis auf die Gemeindebücherei im Rehse-Heim, die von Schwester Else betreut wurde, persönliche Nachrichten, Kasualien, also Taufen, Trauungen und Beerdigungen und Gottesdiensthinweise. Das ungefähr steht auch heute noch in den Gemeindebriefen, die wie die einzelnen Pfarrbezirke durchaus unterschiedliche Gesichter haben. Aber einmal im Jahr gibt es noch „Evangelisch – Gruß und Einkehr“, für die Gesamtgemeinde ein echtes Weihnachtsgeschenk.

Jetzt geht es richtig los!

Nun war alles im Lot: Die Mitarbeiterschaft eingeschworen, die beiden Pfarrbezirke eingeteilt, das Rehse-Heim gebaut, die Presbyter, die wichtigsten Mitstreiter überhaupt, auf seiner Seite, die Familie komplett, der Pfarrbrief so eingerichtet, um in den letzten Winkel zu gelangen. Auch die Herzen der Chormitglieder hat Pfarrer Hochstetter längst erobert. Er lässt keine Gelegenheit aus, mit dem Chor zusammen zu sein. Seine Kerngemeinde, die ihm auch nach seiner Emeritierung in Freundschaft und Dankbarkeit verbunden bleibt. Kurz, der Tag hatte zwar nur 24 schon reichlich gefüllte Stunden, aber jetzt konnte die Arbeit erst so richtig beginnen.

Dazu gibt es ein Schlüsselerlebnis, das er mir so erzählte:

„Bei unserem ersten Kind musste meine Frau ins „Maria-Hilf“, weil es im evangelischen Krankenhaus keine gynäkologische Abteilung

gab. Ich war furchtbar aufgeregt und wollte gleich zu ihr, obwohl keine offizielle Besuchszeit war. Das war mir ganz selbstverständlich, denn schließlich ging ich ja hier als Seelsorger ein und aus. Eine der Ordensschwwestern, die ich eigentlich gut kannte, trat mir kühl in den Weg und verwies mich auf die Besuchszeiten. Es half nichts, ich wurde nicht vorgelassen.“

Er war außer sich, er, der doch so oft hierher gerufen wurde und mit den Schwestern immer gut ausgekommen war und eigentlich der katholischen Kirche sehr offen gegenüberstand. So konnte man doch mit ihm nicht umgehen. Schon gar nicht in dieser Situation.

Aus seiner Erzählung hatte ich geschlossen, dass es sich um die Geburt seines ersten Kindes handelte. Doch weit gefehlt. Es gab vorher schon eine Schwangerschaft, die wegen großer Komplikationen ein vorzeitiges Ende fand. Wie entsetzlich für die werdenden Eltern und um wie viel schlimmer das Verhalten der Ordensschwester. Als sich wieder ein Kind anmeldete und der eigentliche Geburtstermin schon überschritten war, ging Frau Hochstetter ins evangelische Krankenhaus zu Dr. Loewe. Hier kam die älteste Tochter zur Welt.

Viele Gemeindeglieder teilten die Erfahrungen ihres Pfarrerehepaares. Man ließ sie im katholischen Krankenhaus das Anders-Sein spüren. So richtig wohl fühlen konnte man sich da nicht. Da musste etwas unternommen werden. Auch evangelische Patienten und ihre Angehörigen hatten eine würdige Behandlung verdient. Mit anderen Worten: Das Evangelische Krankenhaus war zwar hübscher, aber viel zu klein. Das musste sich ändern.

Zunächst einmal wurde 1953 der Kirchbauverein gegründet, der bis zum heutigen Tag alle Bauvorhaben des Pfarrbezirks nach besten Kräften unterstützt.

Das Evangelische Krankenhaus

„Meine erste Begegnung fiel noch in meine Soldatenzeit. Ich sollte für den amerikanischen Oberst Betten requirieren. Chefarzt Dr. Loewe hatte sich ins Bett gelegt und verstand vorgeblich kein Eng-

lisch. Die Oberschwester Wilhelmina, eine deftige hessische Bauerntochter, vertrat uns den Weg. Als ich die Anfrage des Colonels gedolmetscht hatte, wurde sie noch breiter und erklärte, dieses Haus diene als Geburtenstation für werdende Mütter des zerbombten Kölns. Dort gäbe es keine Krankenhäuser mehr. Mein Oberst sah das ein, und wir gingen weiter auf die Suche. Dieses kleine Evangelische Krankenhaus war ein hübsches Haus mit 40 – 50 Betten. Einem Laubengang mit drei Bögen, zweistöckig, schiefergedeckt, das obere Stockwerk als Mansarden, hatte ich den Eindruck eines wohl gepflegten Sanatoriums, das in einem riesigen Garten lag, in dem ich schöne seltene Bäume erkannte. Was ich nicht erkennen konnte, war, dass es durchaus keine Kanalisation gab. Wie ich später erfuhr, lag es auf dem Gelände eines aufgelassenen Bergwerks, das der geologischen Situation entsprechend zwischen hartem Fels und Dünensand lag. Das Küstenland eines Tertiärmeeeres. Damit sollten wir noch sehr viel Ärger haben. In der Tat bedurfte es keiner Kanalisation. Die Abwässer flossen alle in Abgrundtiefen ab, scheinbar ohne Rückstand.

Es war ein adrettes Sanatorium. In der Küche waren blankgeputzte Kupfergefäße zu sehen, aber die installierten Rohre – man konnte sie ja von Außen nicht sehen – waren billiges verrottetes Eisen, was ich erst Jahre später zu meinem Kummer erfuhr. Park und Garten waren relativ gut gehalten. Ich erkannte eine japanische Sequoia und den beliebten Urbaum Ginkgo biloba. Das war meine erste Begegnung mit dem Krankenhaus etwa im Juni 1945.

Ich lernte später die Schwestern kennen, die mich zur Andacht und zu gelegentlichen Mahlzeiten einluden. Schwester Wilhelmina als Bäuerin hatte eine ansehnliche Hühner-, Schweine- und Schafzucht. Die Schweine wohnten in den palastartigen Backzimmern des Sanatoriums. Chefarzt war Dr. Loewe als Chirurg. Er ist wenige Jahre später nach einer Bauchoperation in Düsseldorf verstorben. Das Krankenhaus wurde zum Mittelpunkt meiner Arbeit. Ich erkannte sehr bald diesen Mikrokosmos, in dem sich der Makrokosmos eines Gemeinwesens spiegelt.

Der Chirurg Dr. Loewe sprach mich eines Tages an: ‚Können Sie nicht die Oberschwester Wilhelmina bitten, dass sie uns frische Bettwäsche zukommen lässt?‘ Welche Forderung! Wilhelmina war eine Göttin, und wer war ich? Sie war in Bad Ems bei den Berner (Emser) Diakonissen Schwester geworden. Diese Berner Diakonis-

sen hatten das Haus übernommen und hielten es als feste Burg. Denn das Presbyterium war ‚deutsch-christlich‘ geworden, aber die Diakonissen blieben treu christlich, obwohl die Frau des Kreisleiters dort entbunden hatte. Nach dem völligen Scheitern der Leitung dieses Hauses wurde es von einem Wirtschaftskuratorium übernommen, das dem Prokuristen der Firma Zanders, Fiedler, die Leitung übertrug.“

Mit dem Anbau des ersten Bettenhauses an das kleine, feine Evangelische Wohlfahrtshaus begann ein unglaublicher Auf- und Ausbau der Gemeindediakonie in Bergisch Gladbach.

Mitte der fünfziger Jahre war die neue Bundesrepublik schon zu einem ganz bescheidenen Wohlstand gekommen. Inzwischen war allen klar, dass Deutschland geteilt bleiben würde und die Gebiete jenseits der Oder und Neiße wohl auf immer verloren waren. Die vielen Flüchtlinge fingen an, hier Fuß zu fassen. Der Strom derer, die die vom Westen damals noch so genannte Ostzone verließen, riss erst ab, als 1961 in Berlin die Mauer gebaut wurde und die ganze DDR hinter Stacheldraht verschwand. Gladbach war überfüllt. Bis Ende der 50iger Jahre gab es Barackenlager und Behelfsheime. Ich erinnere mich noch gut an das große Lager an der Oberheidkamper Straße, wo heute die Gemeinschaftsgrundschule liegt und ganz in der Nähe die ‚Kirche zum Frieden Gottes‘ steht. Jede Familie hatte nur einen Raum. An einer Wand Etagenbetten, ein Tisch mit Stühlen, ein Herd zum Heizen und kochen, ein Wasserhahn, Emailleschüsseln zum Waschen von Geschirr, großen und kleinen Menschen, großer und kleiner Wäsche, die auf quer durch den Raum gespannten Wäscheleinen getrocknet wurde. Wer mal musste, musste raus auf eines des Plumpsklos, die sich viele Familien teilten.

Doch mit Wohnraum allein war es nicht getan. Schulen und Kindergärten mussten her, und neue Krankenhäuser, denn die alten Einrichtungen waren diesen Menschenmassen nicht mehr gewachsen. Darauf hatte Pfarrer Hochstetter ja nur gewartet: Nun konnte er sein diakonisches Werk in Angriff nehmen. Bauen ist aufreibend: die Idee, der Entwurf, die Finanzierung, die Durchführung, die Folgekosten für die Instandhaltung des Gebäudes. Kurz, wer das einmal gemacht hat, sagt meistens „Nie wieder!“, aber bei diesem Gemein-

deaufbau ergab sich immer eins aus dem anderen, und ich frage mich, ob Pfarrer Hochstetter seit Mitte der fünfziger Jahre nicht mehr Zeit auf Baustellen zugebracht hat als in Bibelstunden.

Zunächst also wurde ein neues Bettenhaus für 130 Patienten gebaut. Der medizinische Teil blieb zwar im Altbau, aber nun war hier Platz für eine Entbindungsstation.

Fast gleichzeitig entstand ein neuer Kindergarten.

Die Kindergärten auf dem Quirlsberg

„Der erste Neubau des Kindergartens, heute das Gemeindehaus auf dem Quirlsberg (inzwischen zum Krankenhaus gehörig), geht im Wesentlichen auf eine Spende der Familie Zanders zurück, die diese der Kirchengemeinde zukommen ließ, als der Sohn Axel auf tragische Weise tödlich verunglückte.

Der Grundstein in diesem Gemeindehaus zeigt das Wort Marcus 18. ‚Lasset die Kindlein zu mir kommen‘, von einem Rosenkranz umgeben, den ich Lore Rosenkrantz, der Kindergärtnerin (Leiterin) anfertigen ließ. Obwohl sie nicht erbaut davon ist, wurde ihr auf diese Art ein Denkmal gesetzt. Sie hat den Kindergarten auf vorbildliche Weise vom 1. November 1952 bis zu ihrer Pensionierung im Jahre 1976 geleitet und hat während dieser Zeit nicht nur zwei Umzüge, sondern auch zahlreiche Änderungen pädagogischer Art erlebt. Manch ein ehemaliges Kindergartenkind hat nicht schlecht gestaunt, als es mit stolzgeschwellter Brust seine eigenen Sprösslinge bei ‚Tante Lore‘ anmelden wollte, und diese plötzlich selbst für die Kinder ‚Frau Rosenkranz‘ hieß. Der Kindergarten hatte einen kleinen und einen großen Gruppenraum, der durch eine Falttür in zwei Räume geteilt werden konnte. Davor lagen Südterrasse und Spielplatz, nach Norden heraus die Wirtschaftsräume. Das Obergeschoss, sozusagen der Dachboden, sollte zu einem Jugendraum ausgebaut werden (wurde dann aber Gemeindesaal). Nach Westen hatte Oberbaurat Sträßer, der den Bau errichtete, eine Erweiterung vorgesehen. Statt zum Erweiterungsbau ist es dann zum Bau eines neuen Kindergartens Ende der sechziger Jahre gekommen.

Doch nun zurück: Am 12. August 1955 fand das Richtfest statt, am 1. Juli 1956 die Einweihung des neuen Kindergartens, der bald von über 90 Kindern bevölkert war. Ab 1957 standen den christlichen Pfadfindern die Kellerräume des Gebäudes zur Verfügung, so dass wirklich von intensiver Nutzung die Rede sein kann. Schon zu diesem Zeitpunkt war der evangelische Kindergarten auf dem Quirlsberg eine Kindertagesstätte, die vom Krankenhaus mit Mittagessen versorgt wurde.

Als wir für die vielen Kinder nicht mehr genug Raum hatten, sollte der Erweiterungsbau nach Westen errichtet werden. Dann hätte man die Kinder in zwei Abteilungen unterbringen können: Kindergarten und Hort. Unerwartet und ungewollt kam es dann aber statt zu einem Anbau zu einem vollständigen Neubau der Einrichtung: Der Bezirk Heidkamp brauchte einen eigenen Kindergarten, der bei der Planung des Gemeindezentrums wohl vorgesehen war, aber dessen Bau noch zurückgestellt wurde. Er lag in der Prioritätenliste der Kindergärten erst an dritter Stelle hinter dem Quirlsberg und Hand (s. Protokoll vom 14.09.1964). Der Kollege in Heidkamp hoffte, dieser Regelung ein Schnippchen schlagen zu können und begab sich an einem Gründonnerstag mit dem Kindergartendezernenten Werner Otto zum Regierungspräsidenten, um dem Referenten anhand von Modellen klar zu machen, dass es dem erweiterten Kindergarten durch das vorgelagerte Krankenhaus an Sonne fehlen würde. Also sei der Erweiterungsbau verfehlt, stattdessen aber ein Neubau sinnvoll. Der Schuss ging nach hinten los, denn der Regierungspräsident kannte unser Baugelände und entschied, der ideale Platz an der Sonne sei hundert Meter weiter westlich gelegen, ein wunderschöner Garten könne ihm vorgelagert werden. So kam es auch. Wir bauten den neuen Kindergarten in einem idealen Gelände für damals 400.000 DM.“

Wieviel würde er heute wohl kosten?

Von unten gesehen

Nun hat Pfarrer Hochstetter viel über den Kindergarten erzählt, aber wie ging es einem Kind mit ihm, mit dem Kindergarten und mit dem Evangelisch-Sein im Bergisch Gladbach der fünfziger Jahre?

Ostern 1954 kam ich in den evangelischen Kindergarten, als ich knapp vier Jahre alt war. Zunächst war ich im Küsterhaus, denn im Rehse-Heim waren die Größeren. Da musste man sich wohl erst einmal hochdienen. Die Enge war drangvoll und ständig roch es nach Butterbrot und Bananen. Das war aber besser als draußen bei schlechtem Wetter. Die Toiletten lagen nämlich hinter dem Haus ganz hinten in der Ecke, und wenn schlechtes Wetter war und Zanders gerade Lumpen kochte, dann stank es erbärmlich. So süß und schwer – nach Verwesung eben. Das kostete sowieso Überwindung, wenn man dahin musste. Nach heutiger Erkenntnis waren die bestimmt noch aus Pfarrer Rehses Zeiten.

Im Rehse-Heim war schon mehr Licht und Luft. Der Blick nach draußen auf die große Wiese mit der Schaukel und der Sandkasten vor der Tür, das ließ sich aushalten.

Und dann wurde es richtig schick. Auch wenn wir dafür jetzt bis auf den Quirlsberg laufen mussten. Funkelnagelneu, und es roch auch so. Alles kindgerecht, Garderobe, Waschbecken und was sonst noch sein musste.

Natürlich kannten wir auch unseren Pfarrer Hochstetter. Der kam ab und zu vorbei und war nett zu uns allen. Aber als ich mal zu seiner jüngsten Tochter spielen kam und vor ihm meinen Knicks machte und „Guten Tag, Herr Hochstetter“ sagte, wurde er sehr böse und meinte, für mich sei er noch lange nicht der „Herr Hochstetter“ sondern der Herr Pfarrer. Er duldet auch keine Dummheiten. Dann wurde er noch böser. Kurz, man konnte schon Angst vor ihm haben, aber zum Glück bekam er selten mit, was wir Kinder so trieben. Im Schulgottesdienst setzte er sich irgendwann, wenn wir ein Lied singen mussten, rechts auf die kleine Bank im Altarraum. Und plötzlich, wenn wir mit dem Lied fertig waren und unsere Nasen noch in den Gesangbüchern hatten, kam seine Stimme links oben von der Kanzel. Wie war der dahingekommen? Also einer, der das konnte, das war völlig klar, der kam gleich nach dem lieben Gott. Vor so einem sollte man wohl noch mehr Respekt haben als vor den anderen Erwachsenen.

In seinen Erinnerungen steht:

„Die Kinder hatten einen unermesslichen Spielplatz. Der Krankenhausgarten bot alle Möglichkeiten, vom Ertrinken im tiefen Brunnen bis zum Ersteigen höchster Bäume. Da konnte nur die alte Pfadfinderin Alix helfen.“

Wer so etwas schreibt, ist kein Kinderfeind. Das steht fest. Wer soviel Platz in seinen Erinnerungen den Kindergärten widmet, dem sind Kinder ein wichtiges Anliegen. Der Pfarrgarten war zwar sehr groß, aber der zweite Kindergarten rückte dem Pfarrhaus doch so nahe, dass die lärmende Betriebsamkeit von 90 kleinen Rackern bei schönem Wetter durch nichts zu überbieten war. Wer das befürwortet, obwohl er im Pfarrhaus wohnt, der mag Kinder.

Normale Pänz und Heidenkinder

Im Kindergarten waren einige katholische Kinder, die ganz in der Nähe wohnten. Wir spielten zusammen und nie gab es irgendwelche Berührungsängste oder unterschiedliche Behandlung seitens der Erzieherinnen.

In der Schule war das schon anders. Damals gab es noch Volksschulen mit acht Klassen. Nach der vierten oder fünften Klasse konnte man eine Aufnahmeprüfung für das Gymnasium oder die Realschule machen. Die Kinder, die zur Prüfung überhaupt angemeldet wurden, wechselten also die Schule, sofern sie die dreitägige Prüfung in der weiterführenden Schule bestanden hatten. Alle anderen blieben auf der Volksschule. Viele Eltern konnten es sich gar nicht leisten, ihre Kinder so lange zu unterstützen. Ihnen war wichtig, dass der Nachwuchs bald in die Lehre kam und zum Familienunterhalt beitrug.

Wir „Evangelischen“ gingen an den Broich, die katholischen Kinder gingen zur Buchmühle. Dazwischen floss die Strunde. Wir sprachen fast nur Hochdeutsch, die vom normalen Glauben zumindest rheinisch eingefärbt. Und hüben wie drüben war feindliches Gebiet. Nur einmal im Jahr gab es eine heimliche Invasion auf der katholischen Seite, nämlich wenn die ihren Martinszug machte. St. Martin schickte sich damals noch nicht für Protestanten. So schwollen plötzlich vor allem die unteren Klassen der Buchmühle zu erstaunlicher Größe an und erst, wenn der St. Martin schon weggeritten war, das Feuer ausglühte und die Weckmänner verteilt wurden, trennte sich wieder Spreu von Weizen, denn diese heißbegehrten Pfeifenkerle wurden klassenweise ausgegeben und die Lehrer und Lehrerinnen kannten natürlich ihre Pappenheimer.



Die Töchter Hochstetters (von links): Christiane, Dorothea, Beatrix, um 1955



Pfarrer Hochstetter mit Konfirmandinnen vor dem Rehse-Heim, 1964

In der Nachbarschaft gab es einen katholischen Jungen, der eines Tages nicht mehr mit meiner Schwester und mir reden wollte, geschweige denn spielen. Von anderen ebenfalls katholischen Nachbarskindern zur Rede gestellt, druckste er ein bisschen rum und sagte dann, dass er ja nun Messdiener wäre, und der Pastor hätte gesagt, die Evangelischen seien Heiden und von denen müsse man sich fernhalten. Die anderen waren empört: „Wieso, die glauben doch auch an unseren Herrgott und an Jesus Christus!“ Völlig verunsichert begab er sich ans Denken und meinte schließlich einlenkend. „Naja, dann sind es eben Mittelstücker.“

Ich war stolz auf meinen evangelischen Glauben, denn so einen feindseligen Blödsinn habe ich von Pfarrer Hochstetter nie gehört.

Auch im Konfirmandenunterricht lernten wir bei ihm viel über den christlichen Glauben in seiner Gesamtheit. Pfarrer Hörter von St. Laurentius sagte in seinem Grußwort zum 225. Geburtstag der Gnadenkirche: „Vor allem aber müssen wir uns auf den Weg machen, immer wieder neu die gemeinsamen Wurzeln unseres Glaubens in der Heiligen Schrift zu entdecken.“ Ein halbes Jahrhundert früher hatte Pfarrer Hochstetter diesen Weg schon hinter sich, suchte schon in den vierziger Jahren den Kontakt zu seinen Kollegen anderer Glaubensrichtung und ging gerade durch das Zweite Vatikanische Konzil, das unter Papst Johannes XXIII. im Oktober 1962 eröffnet wurde, auf die katholische Kirche zu.

Die „Verleiblichung“ des Gottesdienstes war ein wesentlicher Schritt, die Kirchen einander näher zubringen, des Weiteren legte er den Eltern nahe, ihre Kinder schon mit 13 Jahren statt mit 14 oder sogar erst 15 Jahren konfirmieren zu lassen. „Lasset die Kindlein zu mir kommen.“ Die sind offener für kirchlichen Unterricht als solche, die schon tief in der Pubertät stecken. Er hätte es auch gerne gesehen, wenn alle Mädchen weiße Kleider getragen hätten. Schließlich ist ja die Konfirmation keine Trauerveranstaltung. Aber da konnte er sich nicht durchsetzen, denn so ein schwarzes Jäckchenkleid konnte noch jahrelang erhalten für Feierlichkeiten aller Art und schonte deshalb Papas Briefftasche.

10. „Die Erde dreht sich, und wir drehen uns mit ihr.“

Gesellschaftlicher Wandel Ende der sechziger und in den siebziger Jahren

Ökumene ja – aber wie?

Wie kommt es nun, dass ein solcher christlicher Freigeist eine evangelische Baustelle nach der anderen abwickelt? Und ist es überhaupt vernünftig, was er da tut? Wäre es nicht besser, vergleichbare Einrichtungen auf kommunaler Ebene draußen auf der grünen Wiese anzusiedeln? Mit guten Zufahrtswegen, vielen Parkplätzen und vor allem überkonfessionell? Nur auf den ersten Blick.

Nach der „Entkirchlichung“ und Gleichschaltung von Bildung und Sozialwesen im Dritten Reich setzt die junge Bundesrepublik wieder voll auf die kirchliche Trägerschaft von Kindergärten, Schulen, Krankenhäusern und Altenheimen. Da gilt es, den stark gewachsenen Anteil der evangelischen Bevölkerung so gut zu versorgen, dass er von katholischen Einrichtungen unabhängig ist. Hierbei geht es nicht um die Ablehnung des katholischen Glaubens oder der katholischen Bevölkerung, sondern es geht darum, sich einer gewissen geistigen Enge und der damit einhergehenden Willkür zu entziehen. Es kommt zu einem Wettbewerb, man könnte fast sagen, zu einem Wettrüsten diesseits und jenseits der Strunde.

Nachdem der erste Anbau an das Evangelische Krankenhaus errichtet ist, baut auch das „Maria Hilf“ ein neues Bettenhaus. Das Evangelische Krankenhaus erfreut sich so großer Beliebtheit, dass es schon Mitte der sechziger Jahre zu einem erneuten Erweiterungsbau kommt, diesmal auch mit einem neuen Trakt für die Operationssäle und sonstige medizinische Versorgung. Bald darauf entsteht das Bettenhochhaus des inzwischen zum Marienkrankenhaus umbenannten „Maria Hilf“. Auch hier wird die medizinische Versorgung auf den neusten Stand gebracht. Beide Gemeinden verfügen über einen neuen Kindergarten, und mit dem Bettenhoch-

haus auf dem Marienberg wächst der Rundturm auf dem Quirlsberg, zunächst als Schwesternwohnheim gedacht, dann als Seniorenwohnanlage genutzt. Das alte „Maria Hilf“-Gebäude wird abgerissen. Eines der wenigen alten Häuser in Bergisch Gladbach, um das es nicht schade ist. Diese düstere Backsteinarchitektur der Jahrhundertwende glich eher einer Burg Schreckenstein als einem Haus christlicher Nächstenliebe. Nun entstehen hier Seniorenwohnhäuser.

Seniorenwohnhäuser?

Gibt es hinter dem Quirlsberg auch, an der Jüch 37 und 39. Natürlich verfügen auch beide Krankenhäuser über Unterbringungsmöglichkeiten für Krankenschwestern und Ärzte und über Krankenpflegeschulen. Und es wird immer noch hüben wie drüben gebaut. Pfarrer Hochstetters persönliches Anliegen war das Alten- und Pflegeheim An der Jüch 47, das 1974 eingeweiht werden konnte und heute seinen Namen trägt. Er selbst hätte es gerne das „Haus der guten Hoffnung“ genannt. Sicher meinte er damit die Hoffnung, umsorgt und geborgen zu sein, wenn es auf das Lebensende zugeht. Dennoch, den meisten Menschen stößt diese Endstation bitter auf, und wenn sie noch so gut gepflegt werden. Mit der Namensgebung „Helmut-Hochstetter-Haus“ wurde ihm ein Denkmal gesetzt. Er hatte es geschafft, den Bergisch Gladbachern eine zukunftsfähige diakonische Infrastruktur hinzustellen, die im katholischen Rheinland ihresgleichen sucht.

Die Frage ist heute, warum? Wurde seine Absicht nicht von der allgemeinen gesellschaftlichen Entwicklung überholt? Beide Gladbacher Krankenhäuser und Vinzenz-Palotti in Bensberg arbeiten eng zusammen und haben Spezialgebiete untereinander aufgeteilt. Die gesamten sozialen Einrichtungen der Stadt werden von allen Bürgern gemeinsam genutzt. Nur ganz Engstirnige wählen noch nach der Religion, denn auch wenn die Ökumene im Moment manch eine Rolle rückwärts macht, im Alltag ist sie längst angekommen. Also warum?

Eben darum: nur gleichwertige Partner begegnen sich auf Augenhöhe und sind zur Zusammenarbeit bereit. Das kommt allen zugute. Bergisch Gladbach bietet auf caritativem beziehungsweise diakonischem Gebiet eine hohe Lebensqualität. Jeder, der mal in Kölner Krankenhäusern „zu Gast“ war, weiß das zu schätzen.

Pfarrer Hochstetter bleibt bis zur 50-Jahr-Feier des Evangelischen Krankenhauses im September 1978 im Amt. Ausgerechnet 1974 in den Ruhestand gehen, wo doch 1975 die evangelische Kirchengemeinde 200 Jahre alt wird. 1976 folgt die evangelische Schule, die damals noch Evangelische Grundschule Am Broich hieß und heute eine Gemeinschaftsgrundschule mit der katholischen Buchmühle bildet, und 1977 die evangelische Kirche, seine Gnadenkirche.

Die wurde 1974 noch einmal gründlich restauriert und erhielt sowohl innen als auch außen ihre jetzige Farbgebung. Erntedankfest 1977 ist es soweit.

1968 und die Folgen

200 Jahre Gnadenkirche – ein großer, aber überschatteter Geburtstag. Der Terrorismus der RAF ist auf seinem Höhepunkt. Es ist die Zeit der Entführung und Ermordung des Arbeitgeberpräsidenten Hanns-Martin Schleyer und der Flugzeugentführung nach Mogadischu, mit der versucht werden sollte, inhaftierte Terroristen frei zu pressen. Das war die entsetzliche Entgleisung dessen, das einmal als außerparlamentarische Opposition angefangen hatte. Die hatte natürlich eine Vorgeschichte.

Nach dem Scheitern einer Minderheitsregierung unter Ludwig Erhard bildete sich Ende 1966 eine große Koalition aus CDU/CSU und SPD. Bundeskanzler wurde Kurt Georg Kiesinger, der im Dritten Reich der NSDAP angehört hatte. Konnte man diesem Mann Vertrauen schenken? Bei allem, was aus dieser Zeit unter den Teppich gekehrt wurde? Waren nicht schon längst wieder alte Seilschaften an der Macht? Viele Gruppen, allen voran der Sozialistische Deutsche Studentenbund, sahen dadurch ihre Interessen nicht mehr hinreichend vertreten und verlagerten ihre Opposition auf die Straße. Die APO suchte die gesellschaftliche Veränderung, gab sich anti-autoritär, aber bediente sich der Provokation und der Gewalt. 1968 erreichten ihre Ausschreitungen einen Höhepunkt. Aber eben nicht nur in Deutschland, auch in Frankreich und Amerika stand die Jugend auf den Barrikaden. Die Veränderung kam schleichend in den sechziger Jahren. Die Beatles und die Rolling Stones revolutionierten die Musik, die eigentlich nur von der Jugend verstanden

wurde. Teenager fielen reihenweise in Ohnmacht und die Eltern schüttelten verständnislos die Köpfe. Oh, schon diese gnadenlose Lautstärke! In England wurde der Minirock erfunden, aus Amerika schwappte die Hippiewelle herüber, ein scheinbar gewaltloser Protest gegen den Vietnam-Krieg. Aber er hatte auch LSD, Haschisch und Marihuana im Gepäck. „Make love, not war!“ Das brauchte man den jungen Leuten damals nicht zweimal zu sagen. Wer wollte denn schon Krieg! Der Rocksäum rutschte immer höher, der Bauchnabel lag frei und die Blusen waren durchsichtig. Männlein und Weiblein ließen gleichermaßen die Haare wachsen wie weiland Adam und Eva und spielten Paradies. Sexuelle Befreiung nannte man das dann und Uschi Obermaier und Fritz Teufel machten mit ihrer Kommune 1 vor, wie das ging. Eine ganze Generation von Eltern saß nachts senkrecht im Bett und fürchtete um die Moral ihrer Kinder, während diese fröhlich den Aufstand probten zwischen Klamauk und Krawall. Derweil traten die 68iger, die es ernst meinten mit der Veränderung der Gesellschaft, den „Marsch durch die Institutionen“ an, oder schlimmer noch, den Weg in die Kriminalität, zur RAF.

Wie sollte ein Mensch wie Pfarrer Hochstetter, der seine Wertvorstellungen zunächst in der Donaumonarchie vermittelt bekam und sich dann vor allem auf die Werte der humanistischen Bildung und auf die Bibel berief, damit umgehen? Konnte er das überhaupt?

Der damalige französische Präsident de Gaulle befand: „Ce sont tous des pissenlits“. Ein Wortspiel, denn eigentlich heißt „pissentlit“ Löwenzahn, wird aber im übertragenen Sinn für kleine Bettnässer gebraucht. Kinderkram also, aber dieser Kinderkram setzte der älteren Generation schwer zu. Die Kinder trauten keinem mehr, der über 30 war, stellten grundsätzlich alles in Frage, erhoben Che Guevara und Mao Tse Tung zu Idolen. Wie kann man dagegen halten, wie einen ernsthaften Dialog führen, wenn man gar nicht erst gehört wird? Pfarrer Hochstetter fühlt sich persönlich getroffen, wenn ehemalige Konfirmanden einfach an ihm vorbeigehen, ohne ihn zu grüßen. Ihn, dem alle doch immer mit viel Respekt begegnet sind. Nun, er hat ja seinen Wirkungskreis, widmet sich mehr und mehr dem Krankenhaus und war von 1968 bis 1975 Präsidiumsmitglied des Deutschen Evangelischen Krankenhausverbandes. 1972 auf 73 war er Präsident der Deutschen Krankenhausgesellschaft. Arbeit und Anerkennung gab es also immer noch reichlich.

Nach seiner Emeritierung 1978 verlässt er das Pfarrhaus, das ihm ein wirkliches Zuhause geworden war, und zieht in eine Wohnung im Ortsteil Hebborn. Sie wurde ihm von guten Freunden angeboten. Er, der seiner Gemeinde ein Vermögen an Immobilien hingestellt hat, besitzt kein Wohneigentum.

Er, der verschiedentlich laut Aussage seiner Töchter ganz andere Möglichkeiten gehabt hätte, ist 33 Jahre lang Pfarrer einer Gemeinde gewesen. Ein Posten bei der Europäischen Gemeinschaft in Brüssel hätte ihn sehr gereizt, aber auch das hatte sich zerschlagen. Trotz der vielen Arbeit wusste er die Freiheit zu schätzen, die er bei all seinem Tun eben auch hatte.

Und dann dieses schöne hochherrschaftliche Pfarrhaus mit dem alten gewachsenen Garten dahinter. Damals gehörte das Parterre noch zur Wohnung dazu. Erinnerste ihn das an sein Zuhause?

Dann die Nähe zu Köln, einer Stadt, in der er und seine Frau sehr viele Freunde fanden, die mit Kirche und Gemeinde nicht unbedingt zu tun hatten. Kulturell wurde hier auch einiges geboten. Dazu kam der Freundeskreis in Bergisch Gladbach, der aber hier doch stark mit der Gemeinde verwoben war. Mitarbeiter wurden Freunde oder Freunde Mitarbeiter. Ärzte gehörten dazu, Musiker, Fabrikanten wie Risch und Zanders und ihre leitenden Angestellten.

Auch im Ruhestand hatte er noch einen Auftrag zu erfüllen. Er sollte die Kirchengeschichte weiterschreiben. Mir wurde die ehrenvolle Aufgabe zuteil, seine Texte zu tippen. So ging ich Anfang des Jahres 1986 verschiedentlich zu Hochstetters, zu Kaffee, Kuchen und Gesprächen. Nachdem ich sie als Kind erlebt hatte, lernte ich sie jetzt von der Erwachsenenenseite kennen und fand sie sehr liebenswert. Allerdings sorgte der immer noch lebendige Respekt für einen großen Abstand, so dass ich viele Fragen nicht gestellt habe, die heute unbeantwortet bleiben müssen. Außerdem ging es ja um die Kirchengeschichte und nicht um ihn persönlich.

Viel haben wir nicht zustande gebracht, aber da diese Texte sowieso zur Veröffentlichung bestimmt waren, sind sie hier mit eingeflossen. Sie verraten einiges über ihn, zum Beispiel einen sehr feinsinnigen Humor.

„In einer Predigt“, sagte er mal, „muss es immer irgend etwas zu lachen geben, sonst schlafen die Zuhörer ein.“



Ehepaar Hochstetter bei seiner Verabschiedung, 1978



Ehepaar Hochstetter im Kreis von Kindern und Enkeln, um 1990

Ich lernte einen empfindsamen älteren Herrn kennen, der eigentlich alles, was ihn betraf, sehr persönlich nahm. Er trug unglaublich schwer an jeder Art von Zurückweisung. Gleichzeitig hatte er aber hohe Ansprüche an seine Mitmenschen, an ihre Herkunft und ihre Bildung.

„Der Wiederaufbau Deutschlands mit den wenigen ‚Unschuldigen‘ und den noch wenigeren ‚Geeigneten‘ war ein unsagbares Wagnis. Unsagbar, weil jeder Versuch, die Wahrheit zu sagen, von der nächsten Generation nicht geglaubt, falsch verstanden oder desavouiert (in Abrede gestellt) wird. Daran trage ich am schwersten. Aber der Mensch kann ohne Vorbild, ohne Helden nicht leben. Und so suchte und fand man neue Idole und so wird man es tun bis an der Welt Ende. Aber man wird älter und ändert Meinungen und Anschauungen. Die Erde dreht sich, und wir drehen uns mit ihr.“

Wen wundert es, dass der Wertewandel und – wie man durch den Verlauf der weiteren Entwicklung leider zugeben muss – der Werteverlust der 68iger Revolte ihn so verunsichert und erschüttert hat.

Die Kirchengeschichte vor diesem Hintergrund weiterzuschreiben – machte das für ihn Sinn?

Außerdem erlebte ich ihn eigentlich mehr als einen Mann des Wortes, der wunderbar erzählen und predigen konnte und dabei aus seinem reichen Wissen schöpfte. Die Recherche, das mühsame Klein-Klein der Wissenschaft, das sich Zurücknehmen zugunsten der Objektivität, das entsprach nicht seiner Mentalität. Man hätte ihn besser beauftragt, seine Lebensgeschichte zu erzählen. Das hätte ihm mehr gelegen. Da hätte er seinen ganzen Geist und Witz so richtig austoben können.

Und was kam danach?

Seiner Emeritierung folgen 10 Jahre Vakanz. Welcher Nachfolger auch immer versucht, Fuß zu fassen, keiner bleibt länger als ein Jahr. Machtkämpfe, Zerreißproben, zu hohe Erwartungen. Die Gna-

denkirche möchte ihren Standard halten und unbedingt jemanden haben, der in Pfarrer Hochstetters Fußstapfen passt. Die anderen Bezirke wollen aus dem Schatten der Gnadenkirche heraus.

Letztlich haben sich die Mitarbeiter und Presbyter des 1. Pfarrbezirks so verselbstständigt, dass für einen neuen Pfarrer kaum noch Gestaltungsspielraum bleibt. Erst ein radikaler Schnitt mit der Wahl eines ganz neuen Bezirksausschusses ließ Ruhe einkehren, denn für alle Presbyterkandidaten galt, dass sie bisher keine kirchlichen Aufgaben bekleidet hatten.

Danach konnte 1988 mit Pfarrer Dr. Christoph Schneider-Harprecht die Stelle erstmals wieder für dreieinhalb Jahre besetzt und befriedet werden. Ein schweres und wichtiges Stück Arbeit nach zehn Jahren Wildwuchs.

Als er mit seiner Familie andere Wege einschlug, kam 1992 Pfarrer Thomas Werner, der sich wie sein langjähriger Vorgänger auch nicht scheut, das ein oder andere gründlich umzukrempeln und neue Wege im Gemeindeausbau zu gehen.

Pfarrer Hochstetters achtzigster Geburtstag wurde groß mit der Gemeinde und Freunden im Gemeindesaal auf dem Quirlsberg gefeiert.

War es ein besonderes Geburtstagsgeschenk, dass im Juli 1989 gerade die Tschechen und Ungarn den ausreisewilligen DDR-Bürgern halfen? Das Ende des kalten Krieges und der Teilung Deutschlands und Europas in zwei Blöcke war schon in Sicht. Mit der Aufnahme Tschechiens in die EU ist seine Heimat wieder ein Teil einer geeinigten Welt, auch wenn seine Geburtsstadt heute Opava und nicht mehr Troppau heißt.

Ein versöhnliches Ende. Auch für ihn. Denn er geht langsam aus dieser Welt, wird einfach immer etwas weniger. Wenn man damals seine immer noch sehr lebhaft und aktive Frau fragte, wie es ihrem Mann gehe, antwortete sie stets: *„Gut, aber er verabschiedet sich so allmählich.“*

Und so verließen ihn bei einem grippalen Infekt einen Monat vor der Vollendung seines 82. Lebensjahres die Kräfte und er schlief ein.

11. Schlusswort

Was für ein Mensch?

Was war Dr. Dr. Helmut Hochstetter für ein Mensch?
Was war er für ein Pfarrer?

Pfarrer i.R. Hermann Deeters schreibt dazu in „evangelisch – Gruß & Einkehr“, Ausgabe 11/2008, Seite 11: *„Das Pfarrhaus war ein gastfreies Haus. Ab 1959 lebten hintereinander mehrere Vikare dort mit der Familie. Sie berichteten von großer Toleranz und großzügigem Entgegenkommen in vielen kleinen Dingen. Sie ... wussten, dass da ein Mensch war, der auch mit heftigen Emotionen fertig werden musste. Hochstetter war durchaus empfindlich gegenüber Kritik oder Widerständen. Das lässt sich auch an verschiedenen Äußerungen in ‚Gruß und Einkehr‘ zeigen, wo er – manchmal mit etwas angestrengtem Humor – auf Vorwürfe eingeht ... und sogar anonyme Briefe der Erwähnung für wert hält. Er wusste: ‚Der Pfarrer hat in seinem Amt eine kleine Schar Gutgläubiger, die ihm nichts Böses nachsagen können.‘ Mit anderen Worten: Es wird immer wieder Böses nachgesagt, und dem hat man standzuhalten.“*

Kann man es Pfarrer Hochstetter verdenken, dass er empfindlich war – bei dem, was er zu leisten und gleichzeitig auszuhalten hatte?

Eins steht fest: Auch wenn man sich erzählt, dass er gerne mal im „Schmidt am Dom“, dem heutigen „Quirl´s“, das ein oder andere gut gezapfte Kölsch zwischen ging, volksnah war er nicht. Seine großbürgerliche, der österreichischen Monarchie verhaftete Erziehung ließ das einfach nicht zu. Er war eben elitär. Er war standesbewusst.

Zugleich empfand er aber auch die tiefe Verpflichtung, für alle zu sorgen, die ihm anvertraut waren. In diesem Falle für seine Gemeinde. Was er nicht unmittelbar von Mensch zu Mensch leisten konnte, geschah durch die diakonische Rundumversorgung der evangelischen Christen „von der Wiege bis zur Bahre“. Und hier begegnen wir ihm auch heute noch jeden Tag.

Da ist zum Beispiel der fröhliche blaue Bus, auf dem in Gelb zu lesen steht: „Helmut Hochstetter Haus – Tagespflege“. Der bringt

die Erinnerung an diese große Persönlichkeit täglich in die ganze Stadt. Da stehen die Gebäude auf dem Quirlsberg, inzwischen um ein weiteres Seniorenheim erweitert und auch das Krankenhaus wurde weiter ausgebaut, ist unter anderem der Standort der Psychiatrie im Rheinisch Bergischen Kreis und Brustkrebszentrum. Da ist die Erinnerung an den Glanz, den er dieser Diaspora-Gemeinde in einer schwierigen Zeit verliehen hat. Selbstbewusst und selbstverständlich evangelisch sein in Bergisch Gladbach – darum hat er gekämpft.

Das ist sein Verdienst und dafür gebührt ihm unser aller Dank.

12. Anhang

Quellen

Ludwig Rehse, Geschichte der evangelischen Gemeinde Bergisch Gladbach bis 1900 – Tagebucheintragen von 1909

Hermann Deeters, Geschichte der evangelischen Kirchengemeinde Bergisch Gladbach 1918 – 1945

Hermann Deeters, In dankbarer Erinnerung – in „evangelisch – Gruß & Einkehr“, Ausgabe 11/2008, Seite 8 – 13

Dr. Dr. Helmut Hochstetter, Aufzeichnungen

Ploetz, Auszug aus der Geschichte

Ein herzliches Dankschön an Beatrix Haan und Christiane Landgrebe für ihre ausführlichen Auskünfte zu ihrem Vater und die Zusendung der Fotografien. – Und an Dorothea, die mich, als wir noch klein waren, zum Spielen ins Pfarrhaus eingeladen hat.

Grußwort von Pfarrer Dr. Dr. Helmut Hochstetter auf einer Benefiz-Schallplatte für das heutige Pfarrer-Helmut-Hochstetter-Haus mit dem Titel: „Spes unica in Deo“, ca. 1970:

„Das Siegel unserer Gemeinde zeigt einen Anker unter dem Auge Gottes und seine Umschrift lautet: ‚Spes unica in Deo!‘ Zu deutsch: Die einzige Hoffnung in Gott. Man könnte auch übersetzen: Die Hoffnung auf Gott ist einzigartig. Man kann sie mit nichts vergleichen.

Wohl alle kennen das große Wort des Apostels: ‚Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe - diese drei; die Liebe aber ist die größte unter ihnen!‘ (1. Kor. 13,13)

Vielleicht ist in den Augen der Menschen die Hoffnung die kleinste. Und vielleicht ist die Hoffnung in den Augen der Menschen so verborgen wie der verlorene Groschen, so fern und unsichtbar wie das verlorene Schaf, so trostlos verirrt wie der verlorene Sohn. Und doch ist es unter dem Auge Gottes ganz anders: Das verlorene Schaf wird aufgespürt und zurückgebracht, der verlorene Groschen gefunden, der verlorene Sohn kehrt heim. Diese drei Gleichnisse sind Gleichnisse der Hoffnung.

Halte du den Glauben fest, dass dich Gott nicht fallen lässt! Er hält sein Versprechen.

Wenn man von der Terrasse unseres Krankenhauses über die Stadt blickt, erspät man nur die Turmspitze unserer Kirche mit Kreuz und Posaunenengel. Das Kirchlein selbst bleibt verborgen. Aber doch ging von hier alles aus, was in unserer Gemeinde geworden ist. Vor mehr als zweihundert Jahren diente die Kirche als einziges Gotteshaus für ein Gebiet, auf dem jetzt sechs Kirchen zum Teil mit Gemeindehäusern und Kindergärten und ein Krankenhaus stehen

...

Wir alle aber wollen uns an das Wort erinnern lassen: ‚Lasset uns halten an dem Bekenntnis der Hoffnung und nicht wanken, denn treu ist er, der sie verheißen hat.‘ (Hebr. 12,23)

Spes unica in Deo!”



„Von der Wiege bis zur Bahre.“ Der Quirlsberg in Bergisch Gladbach heute:

1. Gnadenkirche
2. Küsterhaus (u.a. Gemeindebüro, Diakonisches Werk, Griechische Gemeinde)
3. Gemeindesaal „Engel am Dom“ (ehemals Rehse-Heim)
4. Historischer Friedhof
5. „Quirl's“ (ehemals „Schmidt am Dom“)
6. Q1 Jugend-Kulturzentrum (ehemals Jugendhaus Paasweg)
7. Pfarrhaus (Gemeinderäume und Pfarrwohnung)
8. „Rundbau“ (u.a. Verwaltung des Ev. Krankenhauses, ehemals Seniorenwohnheim)
9. Spielverleih (ehemals Garagen)
10. Kindertagesstätte Quirl
11. „P.u.R.“-Bewegungstreff (ehemaliges Gemeindehaus, künftig Ärztehaus)
12. Altes Wohlfahrtshaus (Verwaltung des Ev. Krankenhauses)
13. Evangelisches Krankenhaus
14. Psychiatrie
15. Parkhaus des Evangelischen Krankenhauses
16. „Pfarrer-Helmut-Hochstetter-Haus“ (ehemals Altenpflegeheim An der Jüch)
17. Evangelisches Seniorenzentrum (Ersatz für Seniorenwohnheim „Rundbau“)
18. Friedhofswärterhaus (u.a. Kleiderkammer)
19. Friedhofshalle
20. Evangelischer Friedhof